Das Kind des Volkes.

Romantische Erzählung
aus
den ersten Jahren der französischen Revolution.

Von

Alexander Dumas.

Nach dessen

Ingénue.

Aus dem Französischen übersetzt
von

Ferdinand Heine.

Vierter Band.

Leipzig, 1855.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

Das Kind des Volkes.

Vierter Band.

I.

Herr Auger rührt sich.

Mitten in dieser allgemeinen, mehr oder weniger gefährlichen Gährung, fing Herr Auger seine Operationen an.

Auch ihm fehlte es nicht an einem Vorwande dazu, und zwar einem ganz speciellen.

Er sah, daß sein Patron, Herr Réveillon, sich in Sehnsucht aufzehrte, Wähler zu werden.

Der Tapetenfabrikant Réveillon, — dieser Typus jener ehrgeizigen Klasse der Bürgerschaft, welche Nichts sehnlicher wünschte, als der Nachfolger des Adels zu werden, nicht aber wollte, daß das Volk ihr wiederum folge, — war weit davon entfernt, einen klaren Einblick in das Räderwerk der Maschine zu haben, welche die Vorsehung zu dieser großen Epoche in Bewegung setzte; — (wir sagen absichtlich die Vorsehung, damit man es ein für allemal wisse, daß wir dies christ-

liche Wort an die Stelle des heidnischen Wortes Schicksal setzen; —) das aber kümmerte unseren Freund Réveillon nicht, und um seine Rolle in dem großartigen Drama, das sich vorbereitete, glänzend auszufüllen, setzte er seine Arme und seine Zunge eben so sehr, ja sogar noch heftiger wie die Anderen, in Bewegung.

Er sah nicht, daß hinter diesen fünf Millionen Wählern — für eine Nation, die noch nicht daran gewöhnt ist, ihre Rechte auszuüben, eine fabelhaft erscheinende Zahl, — er sah nicht, daß sich hinter diesen neuen Privilegirten eine noch viel energischere, noch viel thätigere Menge bewegte, eine Menge, die man noch für Nichts rechnete, die aber von dem Augenblicke an, wo sie sich selbst für Etwas zu rechnen begann, die revolutionäre Wagschale auf ihre Seite niederzog.

Aber Réveillon hatte in seiner Kurzsichtigkeit keine Ahnung davon, daß es in Frankreich noch etwas Anderes gäbe, als den König, die Königin, die Minister, den Clerus, den Adel, die Behörden und den wählenden und wählbaren Mittelstand.

Ungeheuerer Irrthum, den so Viele theilten, die sich doch einbildeten, einen schärferen Blick als unser Papiertapetenfabrikant zu besitzen, und der jene Menge von Verschwörungen, die wir am Schlusse des vorhergehenden Bandes aufgezählt haben, in eine furchtbare Revolution umwandelte.

Auger mühete sich nach allen Kräften zu Réveillons Diensten ab, da er aber doch noch ein wenig weiter sah, als er und Seinesgleichen, so entging jene große Masse keineswegs seinem Scharfblicke; Auger wollte wenigstens aus dem allgemeinen Zustande, in dem sich ganz Frank-

reich, so wie aus den besonderen Umständen, in denen sich Réveillon befand, möglichsten Nutzen ziehen. Seine geheime Absicht war, der Associé dieses letzteren zu werden, gleichviel ob mit bedeutendem, oder nur geringem Antheil — ein Ziel, dessen Erreichung ihm in Betracht der Dankbarkeit seines Prinzipals, so wie seines eigenen Fleißes und Eifers, keineswegs unmöglich erschien. Dahin war sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet.

Réveillon dagegen hatte sich darin gefallen, seinem Schützling diese Hoffnung hegen zu lassen, doch ohne ihm ein bestimmtes Versprechen zu leisten; ja, er vermied es sogar, sich gegen ihn darüber mit klaren Worten auszusprechen. Er rechnete darauf, daß eine solche Aussicht den Eifer seines ersten Commis und Cassirers, nicht nur in Bezug auf seine geschäftlichen Angelegenheiten, sondern auch rücksichtlich seiner politischen Pläne ungemein anspornen müsse.

Wer Auger von diesem Augenblicke an beobachtet hätte, wie er seine Abende und Nächte verbrachte, der würde gesehen haben, wie er sich an allen Complotten, allen geheimen Gesellschaften und Verbindungen der Illuminaten und Freimaurer betheiligte, einen Tag Malouet und Lafayette im Klub des Palais-Royal sprechen hörte, einen anderen wieder Marat im Volksklub der Straße Valois, auf die Anklagen und Beschuldigungen Jourdans, oder Fourniers, des Amerikaners, eingehend, sie beantwortend. Genug, unter dem Vorgeben, Réveillon besser dienen und in seinem Interesse handeln zu können, war es Auger gelungen, sich mit den Plänen und Absichten aller Parteien vertraut zu machen.

Uebrigens war Auger, die Größe der sich vorbe-

reitenden Ereignisse erkennend, die von einem Moment zum anderen zum Ausbruche kommen konnten, dahin gelangt, Mitleiden mit seiner armen Frau zu haben und sie nicht mehr zu quälen.

Gegen den guten Papa Rétif, dessen philosophische Ansichten und Bestrebungen, so viel dieser auch sich darauf einbildete, in der That aber noch sehr weit von der Wirklichkeit entfernt waren, ja Auger sogar nichtig und kindisch erschienen, hegte er die größte Geringschätzung.

Inzwischen nahm das Gewitter, das man schon seit längeren Zeiten in den unteren Schichten der Gesellschaft grollen und murren hörte, mit jedem Tage an Bedeutung zu.

Réveillon, dessen Geschäft den höchsten Aufschwung genommen hatte, beschäftigte täglich zwischen sieben- und achthundert Arbeiter; sein Haus gedieh, sein Vermögen wurde immer größer und größer; nur noch wenige Jahre, und er konnte sich als reicher Mann zur Ruhe setzen.

Dieser ehrliche Mann — man weiß, was man in Handelsgeschäften einen ehrlichen Mann nennt, das heißt, einen Mann, der pünktlich und gewissenhaft seine ausgestellten Wechsel zahlt, und müßte er darüber einen armen Nichtbezahler von Haus und Heerd jagen, — dieser ehrliche Mann fühlte sich in seinem Gewissen höchst zufrieden und behaglich; als Arbeiter der untersten Volksklasse entsprossen, hatte er sich durch seinen Fleiß und seine Sparsamkeit bis zu seinem jetzigen Range emporgearbeitet.

Er meinte daher seine Pflicht als Mensch und

Bürger erfüllt zu haben, wenn er täglich seine Kinder liebkoste und sein Geschäft in gutem Gange hielt, und dieses, zwar väterliche, aber egoistische Ziel hatte er allerdings erreicht.

Plötzlich war aber, wie wir bereits gesehen haben, noch ein anderer Gedanke in ihm aufgestiegen, nämlich seinem Vermögen noch ein wenig Ruhm hinzuzufügen, und dieser Ruhm, dafern er erreichbar war, erschien ihm von da an als der Gipfelpunkt alles irdischen Glückes.

Ein großer Schritt zu diesem Ziele war beinahe schon gelungen: seine wahrscheinliche Ernennung zum Wähler. War dieser Beifall seiner Mitbürger nicht die höchste Weihe und Bestätigung, die seinem im Handel erworbenen Rufe als ehrlicher Mann nur irgend zu Theil werden konnte?

Die Versuchung war so gewaltig, daß er seinem Herzen eines Tages gegen Auger Luft machte, wie er es früher gegen Rétif gethan hatte.

Was Santerre betraf, so hatte er die Pläne seines reichen Nachbars sehr leicht durchschaut.

Wenn der eifersüchtige Liebhaber in Bezug auf seine Nebenbuhler hellsehend ist, so ist es der Ehrgeizige in Bezug auf die seinigen nicht weniger.

Dennoch wagte Réveillon nicht, so ohne Weiteres auf die Frage loszusteuern, sondern bediente sich eines kleinen Umweges.

„Nicht wahr, Auger," sprach er zu seinem Cassirer, „Sie zahlen jeden Sonnabend die Wochenlöhne an die Arbeiter aus?"

„Ja, mein Herr."

„Pünktlich? — denn das ist in meinem Hause Gebrauch.“

„Auf das Pünktlichste.“

„Und was sagen die Leute, wenn sie ihr Geld bekommen?“

„Je nun, sie singen das Lob des Patrons, dessen Talent und väterliche Fürsorge ihnen Brod giebt.“

„Ei, ei! Sie schmeicheln, mein werther Auger!“ sprach Réveillon, innerlich entzückt.

„Ich sage nur die Wahrheit,“ antwortete Auger, eine catonische Strenge affectirend.

„Nun, so lassen Sie hören, mein lieber Auger, wenn Sie die Wahrheit einmal sagen, so sprechen Sie sie ganz aus.“

„Fragen Sie.“

„Habe ich einige Hoffnung, Wähler zu werden?“

Auger lächelte.

„Mein Herr,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „ich bemühe mich Tag und Nacht deshalb.“

Auger faßte seinen Patron forschend ins Auge, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten.

„Wie!“ rief Réveillon freudig aus, „Sie arbeiten an meiner Wahl?“

„Das heißt, ich spreche stets und überall zu Ihren Gunsten; ich stehe mit sehr vielen Leuten im Verkehr, und die Arbeiter haben Alle mehr oder weniger Einfluß auf einige Wähler.“

„Und — richtet man sein Augenmerk auf mich?“

„O — gewiß; indeß —“

„Nun, indeß?“ frug Réveillon etwas unruhig.

„Sie sind noch nicht genug gekannt.“

„Je nun, ich liebe die häusliche Zurückgezogenheit,“ sagte Réveillon, „ich lebe in und für meine Familie —“

„Sehr schön; allein diese häuslichen Tugenden sind noch nicht genügend in einer allgemeinen Ständeversammlung, und man vermuthet, daß Sie auch wieder nur einen häuslichen Deputirten ernennen würden.“

„Und wen müßte man denn ernennen?“

„Ja, das ist es eben,“ sprach Auger mit wichtiger Geheimnißthuerei.

„Reden Sie frisch vom Herzen weg, mein lieber Auger!“

„Je nun, das Volk will Deputirte aus dem Volke.“

„Was nennen Sie Deputirte aus dem Volke?“ frug Réveillon mit Bestimmtheit, denn er war, wie wir bereits gesehen haben, ziemlich entschieden in seiner Meinung, und machte sich nicht viel aus jener Volksbeliebtheit, die sich bei Tumulten und Aufständen erwerben läßt.

Auger fühlte sofort, daß er in Gefahr sei, zu weit zu gehen; er hatte gehofft, daß der Ehrgeiz die Doctrin seines Patrons etwas mildern würde, was jedoch nicht der Fall zu sein schien.

Réveillon wiederholte seine Frage in noch bestimmterem Tone.

„Herr Réveillon,“ sprach Auger bescheiden, „ich treibe keine Politik; ich bin nicht Wähler.“

„Nun denn, so will ich es Ihnen sagen,“ sprach Réveillon, sich selbst in Eifer redend; „zunächst, was

meiner Ansicht nach ein Deputirter der allgemeinen Ständeversammlung sein soll."

Und dabei nahm der wackere Tapetenfabrikant eine Haltung an, als ob er schon auf der Rednerbühne stände.

„Ich bin ganz Ohr, Herr Réveillon," sagte Auger ehrerbietig.

„Vor allen Dingen," fuhr Réveillon fort, „ich nenne den König meinen Herrn und Gebieter."

Auger verbeugte sich lächelnd; bis jetzt schien der Fabrikant sich wenigstens nicht zu compromittiren.

„Ich erkenne die Souverainetät des Gesetzes über alle Franzosen an, und die Constitution, welche wir bekommen werden, nenne ich eben das Gesetz."

Auger verbeugte sich abermals.

„Was nun aber Diejenigen betrifft," fuhr Réveillon fort, „welche dieses Haupträderwerk in Gang bringen und erhalten, so verlange ich, daß sie unterhalten und geehrt werden, wie es sich bei einem großen Volke geziemt; ich will, daß der Minister wie der Unterbeamte von der französischen Nation Lebensunterhalt haben sollen, wie ihn meine Arbeiter von mir haben, indem sie thätig und fleißig sind."

Wiederum gab Auger seine Zustimmung durch ein Lächeln zu erkennen, was jedoch nicht ganz ohne einen kleinen Beischmack von Spott war.

„Was den Adel, was die Priester betrifft, so sollen diese gute, schlichte Staatsbürger sein, wie ich es bin; nur will ich, daß die Einen, so lange sie in der Kirche sind, Gott repräsentiren, und bei den Adligen will ich, daß man nicht vergessen solle,

wie ihre Väter einst für das Vaterland gestorben sind."

Neues Lächeln, neue Verbeugung Augers.

Ermuthigt durch dies Lächeln, verschnaufte der Redner einen Augenblick, um seiner feurigen Improvisation Zeit zu lassen, sich ein wenig abzukühlen.

„Was nun das Volk betrifft," fuhr er dann wieder fort, auf das Wort Volk einen besonderen Nachdruck legend, „so ist das ein Ding, das einer besonderen Definition bedarf, und ich will es versuchen, Ihnen dieselbe zu geben."

Auger spitzte beide Ohren, denn jetzt kam man an den Hauptpunkt.

„Das Volk," perorirte Réveillon, „das ist so die erste rohe Masse, das Material, aus dem seiner Zeit die Besteuerten hervorgehen, wie wiederum aus den Besteuerten die Wähler, und aus den Wählern die Deputirten hervorgehen. Das Volk, an sich, ist Nichts und Alles. Aber um Alles zu werden, müssen noch Jahrhunderte verstreichen. Zum Glück schläft es noch! Es ist Nichts als eine unintelligente Masse, die man unintelligent erhalten muß."

Augers Lächeln ward immer bedeutsamer.

Réveillon hielt einen Augenblick an; er wollte zwar Auger um seine Meinung fragen, diese sollte aber der seinigen nicht entgegen sein.

„Haben Sie eine Einwendung zu machen?" frug er.

„Gott soll mich davor bewahren!"

„Sonst," sprach der Fabrikherr wichtig, „sonst würde ich sie auch widerlegt haben, wie ein Mann, der

diese Frage erwogen hat, sehen Sie, und ich habe sie reiflich erwogen!"

„Das sehe ich wohl."

„Ich sagte also, daß man diesen Mangel an Intelligenz beim Volke nur nach und nach beseitigen muß, und zwar aus folgendem Grunde —"

„Ich bin ganz Ohr," sprach Auger bescheiden.

„Die Volksmasse kann nur durch Unterricht, durch Bildung emanzipirt werden, diese Bildung, dieser Unterricht kann und wird aber stets nur einen ungleichen Einfluß auf die Menge üben; bei dem Einen erzeugen sie Aufklärung, bei Anderen wieder die tiefste Finsterniß und Verblendung; sie bringen dieselbe Unordnung hervor, wie das sogenannte Feuerwasser bei den Wilden; wenn sie davon getrunken haben, sind sie betrunken, und in der Betrunkenheit zerstören und morden sie. Ich halte es daher für unmöglich, gewissenhaften Beamten und Deputirten die Verantwortlichkeit für die Unordnungen aufzubürden, die aus einer zu schnellen Emanzipation des Volkes hervorgehen würden, Unordnungen, die so ausarten könnten, daß Gott allein die möglichen Folgen davon ermessen kann."

Réveillon schloß seine Predigt mit einer flehenden Geberde gen Himmel und hielt dann erschöpft inne.

Auger blieb kalt und ruhig.

„Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein, mein Herr?" sprach Réveillon.

„Nicht so ganz."

„Nun, Ihre Gründe?"

Jeder Andere, als der reiche Fabrikherr, würde die

Bedeutung des Lächelns, das in diesem Augenblicke auf Augers Lippen schwebte, verstanden haben.

„Mein Herr,“ erwiderte Auger, „es kommt mir nicht in den Sinn, Ihrer Meinung entgegen zu treten, nur muß ich gestehen, daß sie mir noch nicht erschöpfend zu sein scheint, und ich gehe darin noch weiter, als Sie. Das Volk muß, meiner Meinung nach — Sie werden mir vielleicht sagen, daß es einem Manne, wie ich, nicht zusteht, Ihnen gegenüber eine eigene Meinung zu haben —“

„Und warum nicht, Herr Auger? Ich glaube im Gegentheil, daß Sie ein ganz guter Rathgeber sind.“

„Nun denn, daß die Aufklärung der rohen Volksmenge nicht nur aufgehalten, sondern sogar unterdrückt werden müsse.“

„So? — Und warum das?“

„Weil das Volk undankbar und vergeßlich ist.“

„Das ist sehr wahr!“ rief Réveillon, wie überrascht von dieser nagelneuen Wahrheit.

„Weil das Volk,“ fuhr Auger fort, „morgen die Götzenbilder zertrümmert, die es gestern errichtet hat, und weil die Popularität, meiner Meinung nach, der schleunigste Weg zum Verderben oder zum Tode ist, den man einschlagen kann.“

„Sieh, sieh! Nun, erklären Sie sich. Das scheint mir weniger eine allgemeine Theorie zu sein, als vielmehr auf Einzelne Anwendung zu finden.“

„Ganz richtig, aber vom Einzelnen kann man immer auf das Ganze schließen. Nehmen wir nur ein Beispiel an: Herrn Santerre.“

„Nun?“

„Was hat er diesen Winter gethan, als er die Verheerungen des Hungers und der Kälte sah? — Er hat den Lohn seiner Arbeiter erhöhet.“

„Je nun, Santerre hat deren nur dreißig oder vierzig, und ich über siebenhundert.“

„Und wenn er deren achthundert hätte, er würde dasselbe gethan haben. Herr Santerre — es thut mir um seinetwillen leid, es sagen zu müssen — Herr Santerre opfert dem Götzen der Volksbeliebtheit, was, wie ich glaube, nicht in Ihrer Absicht liegt, Herr Réveillon.“

„Nein, zuverlässig nicht! Santerre hat sich als offener Gegner des Hofes und der Minister erklärt.“

„Sie aber sind für Beide?“

„Das bin ich, und werde es stets sein,“ bekräftigte Réveillon.

„Daher würde auch Herr Santerre gewiß die Stimmenmehrheit erhalten, — wenn die Volksmenge allein abstimmte; während Sie, der Sie das Gegentheil von Herrn Santerre gethan, das heißt, den Lohn Ihrer Arbeiter vermindert haben, und vielleicht die Absicht hegen, es ferner noch mehr zu thun —“

„Ganz gewiß werde ich das. Ein Arbeiter kann und soll von fünfzehn Sous täglich leben.“

„Während Sie, sage ich, zum Lohne dessen, was Sie gethan, die Stimmen aller Wähler Ihrer Classe für sich haben werden.“

„Alle Tausend! das hoffe ich wenigstens. Indeß habe ich meinen Leuten die Lohnerhöhung keineswegs abgeschlagen, um meiner Partei zu schmeicheln, sondern in Folge meiner so eben aufgestellten Theorie, daß es nicht wohlgethan ist, das Volk zu schnell über sich selbst

zu erheben, und daß das Geld ein sehr gefährlicher Sauerteig für den Müssiggang und die Sittenlosigkeit ist."

„Sehr gut! sehr gut!" rief Auger; „das nenne ich doch ein ehrliches, freimüthiges Glaubensbekenntniß, das Ihnen alle Stimmen sichern wird."

Réveillon drückte seinem Cassirer entzückt die Hand und gelobte sich im Stillen, den Gehalt eines Mannes zu erhöhen, der so klar davon überzeugt war, daß die Anderen keine Lohnerhöhung bedürften.

Die Wahlen gingen vor sich; in ganz Frankreich verliehen sie jenem bis dahin so trägen Elemente, Volk genannt, ein neues Leben; aber wie Alles, was in Gottes Rath beschlossen ist, täuschten sie die Berechnungen der Menschen.

Und doch hatte man es in Paris nicht an Vorsichtsmaßregeln fehlen lassen.

Einer Specialverordnung zufolge waren nicht nur blos die Besteuerten, sondern sogar nur Die, welche über sechs Livres Steuern entrichteten, zu den Vorwahlen berufen worden.

Starke Patrouillen durchzogen alle Straßen, und alle Wahlbureaus waren mit Soldaten umstellt.

Angesichts der schreibenden Wähler ließ man die Truppen scharf laden; gerade das verlieh den Wählern aber eine Festigkeit und Entschlossenheit, die der Halsstarrigkeit sehr ähnlich sah.

Unter sechszig Districten waren nur drei, in denen die vom König bezeichneten Präsidenten wieder gewählt wurden.

In allen anderen fanden neue Wahlen statt.

Aber selbst die drei alten Präsidenten wurden auf-

gefordert, zu erklären, daß sie nicht als Repräsentanten des Königs, sondern als vom Volke Gewählte präsidiren würden.

Auch das Landvolk that sein Bestes; man hatte auf dasselbe als auf ein aristokratisches Element gerechnet, aber mehr als zweihundert arme Pfarrer, die natürlichen Feinde des hohen Clerus, wurden gewählt.

Auger betrieb Réveillons Wahl mit allen ihm nur irgend zu Gebote stehenden Mitteln; um aber seine Wahl durchzusetzen, hatte er den Wählern seiner Partei jene Aeußerungen des Tapetenfabrikanten, daß nämlich das Volk nicht zu schnell aus seiner Unwissenheit geweckt werden dürfe, und daß fünfzehn Sous für einen Arbeiter hinreichend zum Lebensunterhalt wären, gehörig verbreiten müssen.

Die Gesinnungsgenossen Réveillons waren entzückt, diese Energie bei einem Manne zu finden, der die gewöhnlichen Mittel, sich beim Volke beliebt zu machen, verschmähte, so leicht ihm dies auch mit Hilfe seines großen Vermögens gewesen wäre, und daß er, der selbst aus dem Volke hervorgegangen, es jetzt so muthig verleugnete.

Genug, Réveillon wurde Wähler.

II.

Réveillon ist undankbar.

Unser Tapetenfabrikant sah sich bereits auf dem Gipfel des Glückes und des Ruhmes.

Einen großen, oder den größten Theil dieses glänzenden Erfolges verdankte er allerdings der geheimen Unterstützung Augers.

Aber es ging mit Réveillon, wie es in der Regel mit Leuten geht, die plötzlich zu hoch steigen; von seiner Höhe herab sah er Denjenigen nicht mehr, der ihn so thätig unterstützt hatte.

Réveillon vergaß seine Schuld zu bezahlen. Nicht allein, daß er Nichts mehr davon erwähnte, Auger zum Associé zu nehmen, sondern als dieser sich einmal herausnahm, ihn an das geleistete Versprechen zu erinnern und als Grund anzuführen, daß er bereits seit längerer Zeit ein erspartes Capital von dreißigtausend Livres im Hause angelegt habe, schlug es ihm Réveillon

rund ab. Er beschränkte sich darauf, ihm eine Gehaltserhöhung anzubieten, und bedeutete ihn, daß seine eingezahlten Capitalien ihm jeden Augenblick zur Verfügug stünden; an eine Ernennung zum Compagnon sei jedoch unter keinerlei Umständen zu denken.

Wie man leicht begreifen wird, hatte Réveillons Erhöhung zur Würde eines Wählers zugleich auch seinen Stolz erhöhet. Wie hätte Réveillon der Wähler sich so weit herablassen können, seinen Cassirer zum Associé zu nehmen? Lächerlich!

Je mehr sich Auger in seiner schlauen Berechnung getäuscht sah, je mehr verletzte ihn diese Verweigerung, die er die schwärzeste Undankbarkeit nannte.

Er beschloß sich zu rächen.

Bei der allgemeinen Gährung und den sich vorbereitenden großen Ereignissen konnte eine passende Gelegenheit nicht gar lange ausbleiben.

Alle Welt weiß, in welchem Fieberzustande ganz Frankreich sich im Augenblicke der Wahlen befand; der Lärm, oder richtiger die Erschütterung ward bis ans äußerste Ende Europa's verspürt. — Und doch gab es in Paris, im Centralpunkte Frankreichs, Leute, die das Alles nicht aus ihrem lethargischen Schlafe rüttelte!

Während der nächtlichen Excursionen, die Auger unternommen hatte, um dem Ehrgeize Réveillons zu dienen, war er mit den einflußreichsten Personen verschiedener Parteien in Berührung gekommen, und ganz besonders mit Marat. Er hatte diesen einmal um seinen guten Rath gefragt.

Man kann sich denken, daß Marat sich nicht sehr darum bitten ließ.

„Dieser Réveillon," sagte er, „ist ein schlimmerer Aristokrat, als irgend ein Adliger es sein kann; er besitzt allerdings nicht die Laster des Adels, der aber doch wenigstens dem Volke Geld zu verdienen gab; dagegen besitzt er alle sogenannten Tugenden seiner Kaste, das heißt, Knauserei, Mißtrauen, schlaue Vorsicht, lauter Schranken, die der dritte Stand zwischen sich und der Aristokratie zu errichten weiß. Diese Réveillons sind meiner Ueberzeugung nach jetzt gerade die gefährlichsten Feinde des Volks; sie werden dem Volke beistehen, den Thron zu unterminiren, die Wappen zu zerbrechen, die Pergamente zu verbrennen; da sie längere Arme als das Volk haben, so werden sie auf Schemel steigen, um die goldenen Lilien abzukratzen, die Perlen der Krone zu zermalmen, und wenn Alles zerstört sein wird, dann werden sie wieder aufbauen; die dem Adel geraubten Wappen werden sie sich aneignen, sie werden sie zu Ladenschildern erheben, und der rothe Löwe wird demüthiger Schildhalter sein sollen. Die Réveillons werden die Stelle des Königthums, des Adels, der Aristokratie einnehmen, die Réveillons werden die Aristokratie, der Adel, der König sein, und zwar von der schlechtesten und gefährlichsten Sorte!"

„Was läßt sich aber dabei thun?" frug Auger.

„Das ist sehr einfach: die Réveillons schon im Keime ersticken."

„Hm! so gar leicht scheint mir das eben nicht zu sein. Wir haben in Frankreich fünf Millionen Wähler, theils reife Männer, theils junge Leute; in allen diesen

Familien giebt es eine Menge junge Wolfsbrut, die seiner Zeit ebenfalls Wölfe werden. Wem soll man die Aufgabe anvertrauen, diese zu vernichten?"

„Dem Volke, ganz natürlich dem Volke!" rief Marat; „das Volk ist stark genug, um sie alle zu zermalmen, gleichviel, ob es sich Zeit damit nimmt, oder ob es sich mit einemmale erhebt; überlaßt das nur dem Volke, das zwar lange geduldig sein kann, weil es unsterblich ist, das aber, sobald es nicht länger mehr Geduld haben will, auch unüberwindlich ist."

„Teufel noch einmal!" rief Auger bedenklich; „wissen Sie auch, wie man das nennt, was Sie da vorschlagen?"

„Ja wohl: Bürgerkrieg."

„Und der Polizeileutnant? Und der Ritter von der Schaarwache?"

„Ei so gehen Sie doch!" sagte Marat. „Meinen Sie denn, es sei nöthig, durch die Straßen zu laufen und zu schreien: „Nieder mit den Réveillons!" Das wäre eben so unnütz wie dumm; der erste beste Réveillon, dem Sie begegneten, würde Sie verhaften. Stärker, viel stärker ist Der, der in einer unterirdischen Höhle lebt, und von da seine Prophetenworte in die Welt schleudert."

„In einer unterirdischen Höhle?" frug Auger überrascht. „Giebt es denn dergleichen noch in unserer Zeit?"

„Das will ich meinen!"

„Wo denn?"

„Ueberall! Ich, zum Beispiel, lebe in einer unterirdischen Höhle; Ihr Anderen aber würdet freilich

nicht wagen, da hinabzusteigen. Ich bin einer jener Propheten, die im Dunkeln solcher Höhlen arbeiten; ich kann das Sonnenlicht entbehren, weil eine Flamme in meinem Kopfe brennt, und meinen Augen genügt die meiner Lampe. Ich liebe die Einsamkeit, denn sie lügt nicht und stört mich nicht in der Arbeit; ich hasse die Gesellschaft, weil sie alle Menschen dumm und häßlich macht!"

Auger sah seinen neuen Freund verwundert an, ihn mit solcher Entschiedenheit sprechen zu hören.

Marat fuhr fort:

„Die Clubs, in denen man zusammenkommt, um sich hinter verschlossenen Thüren zu verschwören — sind unterirdische Höhlen! Die anonymen Pamphlets, die wir über das bestürzte Frankreich verbreiten — sind unterirdische Höhlen! Die unbestimmten Worte, die man geschickt unter die Menge schleudert, und die alle Welt wiederholt, ohne zu wissen, von wem sie ausgegangen sind — sind unterirdische Höhlen! Sie sehen also, mein lieber College, daß Jedermann seine unterirdische Höhle haben kann, wie ich sie habe, von der aus er das gemeinschaftliche Werk in aller Sicherheit und Bequemlichkeit fördern kann. Aber ich sage Ihnen zugleich auch: Wehe Demjenigen, der sich nicht mit all' seiner Kraft an dies große Werk spannt! Ein Thor ist, wer dem Wagen nicht stets voraneilt, denn in nicht zu langer Zeit wird dieser Wagen von selbst ins Rollen kommen und Jeden unter seinen Rädern zermalmen, der nicht flink auf den Beinen ist, oder es gar versuchen wollte, seinen Lauf zu hemmen!"

„Demnach also? Kommen wir zum Schluß!"

„Sie haben es mit Réveillon zu thun?"

„Ja wohl."

„Sie wollen sich an ihm rächen?"

„Versteht sich!"

„Nun denn, so verdächtigen Sie ihn nur beim Volke, und Sie werden dann selbst sehen, ob ich Recht habe."

Auger hatte die ganze Tragweite des Wortes, das ihm dieser höllische Genius des Bösen nur wie zufällig hingeworfen, Anfangs noch nicht begriffen.

Aber je mehr er darüber nachdachte, je mehr erschrak er vor dem Lichte, das dieses Wort auf seinem gewundenen Pfade verbreitete.

Réveillon in der Meinung des Volkes stürzen! — wohin konnte das Réveillon, wohin konnte das Auger selbst führen?

Da beugte er sich über den Abgrund und erkannte in der Tiefe jene furchtbare Mine, welche die Sappe der menschlichen Leidenschaften unter der Gesellschaft gegraben hatte; er sagte sich, daß in dem Augenblicke, wo diese Mine springen würde, einem natürlichen Gesetze zufolge das Hochstehende versinken und Das, was bisher in der Tiefe war, in die Höhe kommen müsse.

Und was that Herr Auger von diesem Tage an?

Gar Nichts — und das war seine ganze Rache. Er enthielt sich jedes feindlichen Angriffes gegen Réveillon, aber er hielt sich auch nicht mehr für verpflichtet, ihn gegen die Angriffe Anderer zu vertheidigen. Diese Unthätigkeit war in der That auch vollkommen hinreichend, um Denjenigen zu strafen, den er einen Undankbaren nannte.

Sehr bald hörte man in der Vorstadt — diesem ewig kochenden Heerd demagogischer Umtriebe und Gährungen, — hörte man sehr bald sagen, daß Réveillon zu den schlimmen Reichen gehöre, daß ihm seine Wahl den Kopf verdreht habe und er nur nach Ehren und Würden geize.

Ganz besonders aber war man bemühet, jene beiden Grundsätze zu wiederholen, — die freilich nicht blos die seinigen, sondern die seiner ganzen Partei waren:

„Man muß die Intelligenz des Volkes unterdrükken," — und „Ein Arbeiter kann von fünfzehn Sous Tagelohn leben."

Diese Réveillon aus Unachtsamkeit entschlüpften Worte wurden überall mit Wuth und Erbitterung weiter erzählt und im Racheverzeichniß neben die eines anderen Aristokraten eingetragen, der berühmter gewesen war, aber auch viel härter vom Unglück heimgesucht ward, als Réveillon, jene Aeußerung Foulons nämlich: „Ich werde das Pariser Volk zwingen, das Heu aus der Ebene von Saint-Denis zu fressen."

Inmitten alle dieser heranziehenden Gewitter blieb jedoch Réveillon ganz ruhig, schon im Voraus berauscht von seinem Ruhme und sich, wie ein Schmetterling, durch das Rauschen seiner schimmernden Flügel betäubend.

Er bemerkte Nichts von dem, was Alle um ihn her sahen:

Daß seine Arbeiter, wenn sie ihren Wochenlohn ausgezahlt erhielten, dem Cassirer grimmige Blicke zuwarfen;

Daß mehrere unter diesen Leuten waren, welche im Allgemeinen zwei Livres täglich erhielten, die ihre fanatische Erbitterung nicht unterdrücken konnten und höhnisch ausriefen:

„Was hat denn Herr Réveillon mit uns vor? er will uns wohl mästen? — Er hat es ja selbst ausgesprochen, daß fünfzehn Sous für einen armen Arbeitsmann hinreichend wären; demnach giebt er uns fünfundzwanzig Sous zu viel!“

Und ringsum begrüßten flammende Blitze und zwischen bleichen Lippen hervorleuchtende Zähne diese Aeußerung.

Auger brauchte nur ein Wort der Widerlegung zu sagen, um diesen Haß und Zorn zu dämpfen; er durfte nur bekräftigen, daß Réveillon niemals jene Aeußerungen gethan, und die Gemüther der Arbeiter hätten sich alsbald wieder besänftigt, denn das Pariser Volk ist zwar leicht erregbar, aber im Grunde doch gutherzig; es faßt schnell, aber vergißt auch schnell.

Aber Auger hütete sich wohl, dies zu thun, so daß sein Schweigen dem Gerüchte nur noch mehr Consistenz verlieh und der Zorn immer tiefere Wurzeln schlug.

„Ist es denn wahr,“ frug man ihn eines Tages, „daß der Hof, um Réveillon zu belohnen, ihm den Michaelsorden geschickt hat?“

Dieses einfältige Gerücht, das ein einziges Wort von Auger entkräftigt hätte, nahm dieser mit einem so trefflich betontem: „Wahrhaftig?“ auf, daß man unmöglich daraus abnehmen konnte, ob er sie bestätigte oder widerlegte.

Da man das Unwahrscheinlichste in solchen Fällen gewöhnlich am ehesten glaubt, so nahm man die Sache sofort für gewiß.

Und Alle, die aus der Casse kamen, beeilten sich, es zu wiederholen: der Cassirer selbst habe Herrn Réveillons Ernennung zum Ritter des Michaelsordens bestätigt.

War es nur Haß und Rache, was Auger antrieb, in Bezug auf Réveillon ein so gefährliches Neutralitätssystem zu beobachten?

Ein wenig von Beiden war es allerdings. Es giebt Leute, welche das Gute, das man ihnen nicht erzeigt, weit weniger vergeben können, als das wirklich Böse.

Aber Haß und Rache war es nicht allein, was Auger antrieb; auch das Interesse mischte sich ins Spiel.

Auger wollte bei dem heranziehenden Sturme wenigstens seinen Spieleinsatz retten, wie man zu sagen pflegt. Die Ehrgeizigen lieben die Verwirrung, wie die Raubvögel das Blutvergießen lieben. Auger, der voraussah, daß die allgemeine Handelscrisis leicht möglich Réveillons Ruin nach sich ziehen konnte, traf immer seine Einrichtung darnach, um aus dem unvermeidlich scheinenden und theilweis von ihm selbst heraufbeschworenem Unglück möglichst Vortheil zu ziehen. Nichts verpflichtete ihn, seiner Meinung nach, ihm vorzubeugen. Er sah ruhig zu, und ließ kommen, was da kommen wollte.

Die Wahrung seiner eigenen Interessen war daher

für den Augenblick sein hauptsächlichstes Augenmerk; die Umstäude kamen ihm dabei gut zu statten.

Trotz seiner Verblendung fühlte Reveillon es doch recht wohl, daß irgend ein großes Ereigniß sich vorbereite, ohne sich von dem Unbehagen, das er empfand, Rechenschaft geben zu können; er fühlte gleichsam die Blicke des Hasses, die man hinterrücks nach ihm warf; er hörte rings um sich her feindselige Worte murmeln, ohne dieselben jedoch verstehen zu können.

Aber alle diese Vorzeichen, diese Blicke des Hasses und Mißtrauens, dies Murren und Murmeln, übersetzte sich der reiche Fabrikherr in die Worte: der Credit seines Hauses.

Réveillon begann nun alle seine Capitalien um sich zu sammeln, wie ein kluger Feldherr, der einen feindlichen Ueberfall voraussieht, seine Truppen näher heranzieht, um nöthigen Falles schneller über sie verfügen zu können.

Réveillons Capitalien waren bedeutend; es gab zu der Zeit kaum eine andere Art, sie sicher unterzubringen, als den Ankauf von Grundstücken, oder sein Geld im Handel circuliren zu lassen. Die Renten und die Aktien hatten keinen Werth mehr, seitdem das Staatsgebäude schwankte.

Réveillon trug daher seinem Cassirer auf, einen genauen Ueberschlag seiner Aktiva zu machen und alle seine verfügbaren Capitalien disponibel zu halten, jedoch ohne sie schon in baares Geld zu realisiren. Das letztere nahm er sich vor, eines schönen Morgens selbst zu thun und sich auf eine zwar ehrenhafte, aber möglichst

schnelle Weise und ohne irgend Jemand zuzurufen: Vorgesehen! — aus dem Handel zu ziehen.

Er stellte sich im Geiste schon die Freude seiner Kinder vor, wenn er mit ihnen, fern von dieser vergifteten Volksatmosphäre, auf irgend einem hübschen Landsitze, oder in einem Hôtel im friedlichen Theile von Paris, als reicher Privatmann und Deputirter würde leben können, ohne anderen Gesichtern zu begegnen, als denen seiner Freunde.

Diese Berechnung war eine eben so klare, wie einfache. Wie jener kluge Feldherr — um das Gleichniß noch weiter fortzusetzen, — seine Truppen für den Augenblick der Schlacht in Bereitschaft hält, einstweilen aber dieselben Soldaten, die auf den ersten Trommelschlag beisammen sein werden, zur Deckung des Landes verwendet, — eben so hatte Réveillon seine Geldmittel in Gestalt leicht zu verwerthender Papiere zusammengerafft und hielt sie in sicherer Bereitschaft, sie innerhalb eines Monats, sobald es ihm belieben würde, in baares Geld verwandeln zu können.

Auger durchschauete dies Manoeuvre recht wohl, das, je nach Umständen, gerade durch diese Vorsicht gefährlich werden konnte. Er vollzog pünktlich die Aufträge seines Patrons, glaubte aber in Bezug auf seine dreißigtausend Francs, die er in Réveillons Geschäft angelegt, und die ihm dieser in fast verächtlichem Tone zur augenblicklichen Verfügung gestellt, anders verfahren zu müssen.

Er verwandelte sie schleunigst in schöne, vollwichtige Louisd'ore, schloß sie in seine Casse, um sie unter günstigen Umständen nicht in Handelsartikeln, sondern

in guten, überall in und außerhalb Frankreich gültigen Thalerstücken zu verwerthen.

Wenden wir uns jetzt wieder lachenderen Bildern zu.

Leider werden sie nur zu flüchtig an uns vorüberziehen; die Zeit gestaltet sich zu ernst, um ihnen Dauer zu versprechen!

III.

Herr Rétif de la Bretonne geräth in großes Erstaunen.

So wenig hellsehend Vater Rétif auch war, hatte er doch endlich bemerkt, daß die Ehe seiner Tochter keineswegs das war, was man in der Regel eine glückliche Ehe zu nennen pflegt.

Auf einige hingeworfene Fragen deshalb hatte Auger nur ausweichende Antworten gegeben, und als sein Schwiegervater lebhafter in ihn zu dringen begann, erschien er nur noch sehr selten und nur flüchtig in seinem Hause, die Besuche des Clubs und geheimnißvolle Geschäfte vorschützend.

Die Mahlzeiten wurden, wie bereits gesagt worden ist, in Ingénues Zimmer eingenommen; anfangs waren sie von einer Melancholie gewesen, die fast an Traurigkeit grenzte; nach und nach waren sie etwas heiterer geworden, und endlich hatte Ingénue es sogar über sich

gewonnen, Vater Rétif durch ihr Lachen und ihre kindlichen Scherze in die guten, früheren Tage zurückzuversetzen, wo seine Tochter noch ein munteres Mädchen war und Papa Rétif in liebenswürdigster Weise den Hof machte, um ihm ihre erwachende Herzensneigung zu verbergen.

Man wird sich des Versprechens der beiden jungen Leute erinnern:

Sich täglich zu schreiben, es täglich in ihren Briefchen zu wiederholen, daß sie sich liebten und ewig lieben würden, und sich diese Briefchen gegenseitig mit Hilfe eines Bindfadens zuzustellen.

So lautete das festgesetzte Programm, das auch gewissenhaft beobachtet ward und ganzer vierzehn Tage zu beider Glück genügte.

Aber was kommen mußte, kam. Christian ward, bei aller Zartheit und Ehrerbietung seines Styls, so dringend mit Bitten, daß Ingénue begriff, einem Manne gegenüber, der sein Versprechen so treulich hielt, würde es nur eine unerhörte Grausamkeit sein, ihm ein Stündchen traulicher Unterhaltung, wie sie es ihm ja schon im Garten des Königs gewährt hatte, zu verweigern.

Nur sollte das Rendezvous diesmal im Garten des Luxembourg stattfinden.

Hierauf verstrichen wiederum vierzehn Tage in zärtlichen Liebescorrespondenzen, und dann ward wieder ein Rendezvous erbeten und gewährt — Christian hatte sich ja bei dem ersten und zweiten so zart und bescheiden, so ehrsam liebevoll bewiesen! — und zwar im Cours-la-Reine.

Aber bei keinem dieser Rendezvous hatte Ingénue dem inständigen Flehen Christians nachgegeben, ihm in eines jener kleinen, reizenden Häuser zu folgen, welche der Graf von Artois zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Endlich und endlich wurden aber diese Rendezvous, bei aller ihrer Sittsamkeit und Unschuld, doch so häufig, daß Vater Rétif die öftere Abwesenheit seiner Tochter bemerken mußte. Er versuchte es auf diese und jene Weise, Ingénue auszuforschen, aber stets wußte Ingénue seinen Fragen geschickt auszuweichen.

Vater Rétif errieth nun, daß man ihm irgend ein Geheimniß verberge, und beschloß jene List anzuwenden, welche den Ehemännern in der Regel so trefflich gelingt.

Eines schönen Tages gab er gegen zwölf Uhr Mittags vor, in wichtigen Buchhändlergeschäften ausgehen zu müssen und verkündigte seiner Tochter, daß er vor Abends nicht heimkehren werde.

Er ging auch aus dem Hause, schlüpfte aber am Ende des Faubourg Saint-Antoine in einen Fiaker und wartete da das Weitere ab.

Er sollte nicht lange warten; wenige Minuten darauf sah er seine Tochter aus dem Hause treten.

Ingénue stieg ebenfalls in einen Fiaker und fuhr davon.

Papa Rétif befahl seinem Kutscher zu folgen.

Ingénue stieg hinter den Invaliden aus.

Ein junger Mann erwartete sie hier, und dieser junge Mann war niemand anderes, als der Page Christian.

Papa Rétif wußte nun, was er wissen wollte, ließ sich wieder nach Hause fahren und beschloß, seiner

Tochter eine Moralpredigt zu halten, die er sich einstweilen in Gedanken auf das schönste zurecht legte.

Als die junge Frau heimkehrte, fand sie in der That ihren Vater schon majestätisch in seinen Schlafrock gehüllt und in einer höchst effectvollen theatralischen Stellung ihrer harrend.

Sofort begann Rétif seinen Sermon.

Eine halbe Seunde lang entwickelte er seiner Tochter alles begangene Unrecht, lobte und pries Auger, beklagte, entschuldigte ihn wegen seiner häufigen Abwesenheit, die wahrscheinlich ihren Grund in der Kenntniß von Ingénues Fehltritten habe, da es ihm bei seiner bekannten Sanftmuth nicht möglich gewesen sei, der Tyrannei eines so vornehmen Edelmannes Gewalt entgegen zu setzen.

Ingénue hörte Alles mit ihrer gewöhnlichen Ruhe an; endlich aber, als ihre Geduld erschöpft war, ergriff sie das Wort, und ohne Haß, fast ohne Aufregung, wie ein höheres Wesen, das solche Nichtswürdigkeiten gar nicht berühren können, erzählte auch sie nun Alles, Auger an seinen richtigen Platz stellend und ihn in seinem wahren Lichte zeigend.

Wer war überraschter, erstaunter, bestürzter, empörter, als Vater Rétif! Er schwor klagbar zu werden, sofort seine Autorfeder zu schneiden und Auger damit zu vernichten.

Aber eben so wie Ingénues Mittheilung Rétif gegen Auger in Wuth versetzte, eben so sehr stimmte sie ihn zu Christians Gunsten; seine lebhafte Phantasie hatte Christian augenblicklich in einen herrlichen Romanhelden umgewandelt.

„Was ihn betrifft,“ rief Rétif, nachdem er seiner Wuth gegen Auger freien Lauf gelassen, pathetisch aus, „was Christian betrifft, so ändert das die ganze Sache; das ist ein höchst achtbarer und liebenswürdiger junger Mann, Dir, mein armes Kind, bleibt Nichts übrig, als in die Arme Deines Vaters zu flüchten und noch ein Mal bei dem alten Beschützer Deiner Jugend Schutz zu suchen. Gegen verzweifelte Uebel helfen nur verzweifelte Mittel! Ich will nicht, daß Du länger unter einem Dache mit diesem schändlichen Menschen lebest. Demgemäß befehle ich Dir, ich, Dein Vater, ihn von hier fortzujagen; hörst Du, meine Tochter? Schimpflich fortjagen sollst Du ihn!“

„Das ist ja bereits geschehen, mein Vater,“ antwortete Ingénue sehr ruhig.

„Schon geschehen?“

„Ja wohl, mein Vater; schon seit dem Hochzeittage.“

„Schöne Art, ihn fortzujagen! Aber blutige Thränen möchte ich weinen,“ fuhr Rétif fort, die Augen zur Zimmerdecke hebend, „wenn ich daran denke, daß dieses arme junge Wesen, wie eine zweite Andromeda, an dem fürchterlichen Felsen dieser Ehe geschmiedet ist!“

„Ich glaube, mein Vater, daß Sie sich auch in dieser Hinsicht in einem Irrthume befinden,“ sprach Ingénue.

„Wie, ich sollte mich in einem Irrthume befinden? Ja — habe ich denn mein Gedächtniß verloren? Bin ich denn schon kindisch geworden? War ich, unglückseliger Blinder! es denn nicht selbst, der Dich an diesen Mann schmiedete? Hast Du denn nicht vor dem Altare

Ringe mit ihm gewechselt? Ist er Dir denn nicht angetraut?"

„Allerdings."

„Haben wir denn nicht eine glänzende Hochzeitstafel gehabt?"

„Leider!"

„Jenes fürchterliche Hochzeitsfest," fuhr Rétif mit gesteigertem Pathos fort, „nach dessen Beendigung ich Dich, als Stellvertreter Deiner dahingeschiedenen Mutter, nach altehrwürdigem Gebrauche eingesegnet habe?"

„Erinnern Sie sich denn nicht mehr an das, was ich Ihnen gesagt?"

„Was hättest Du mir denn gesagt? Laß' hören, meine Tochter, denn, in Wahrheit, meine Sinne beginnen sich zu verwirren!"

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt, daß es der Herr von Artois war, der sich an der Stelle des Bräutigams in mein Schlafzimmer eingeschlichen hatte."

„Ach mein Gott! ja, ja! jetzt entsinne ich mich. Wahrlich, die Liebe meiner schönen Ingénue wäre eines Prinzen würdiger gewesen, als dieses Elenden!"

„Lieber Vater, ich glaube, das ist ein abermaliger Irrthum."

„Wie? — Schon wieder?" rief Rétif, der immer verwirrter ward.

„Ich sagte Ihnen, mein Vater, und wiederhole es Ihnen, daß ich zum Glück die Nachtlampe hatte brennen lassen, und daher den Prinzen sogleich erkannte."

„Nun, und —?"

„Nun, und was war daher natürlicher, als daß

ich ihn anflehete, sich sogleich zu entfernen, und daß sich der Prinz, wie ein edler Ritter, wie ein ächter, ehrenhafter Edelmann auch sogleich entfernte?"

„So, so! er entfernte sich?"

„Ja, mein Vater, und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß der Herr Graf von Artois mich mit aller Achtung behandelt hat."

„Schon recht, aber komm nur zum Schluß, mein armes Kind!"

„Aber ich kann Ihnen weiter Nichts sagen, mein Vater, als was ich bereits gesagt habe."

„So wiederhole es, mein Kind, wiederhole es!"

„Nun, ich habe Ihnen gesagt, daß es Herr Christian war, derselbe Christian, den Sie eben gerühmt und belobt haben, mein Vater, der nach der Entfernung des Grafen von Artois in mein Zimmer kam."

„Ja, ja," rief Rétif, „der Geliebte war es, den die ewige Liebe leitete, jener kleine Gott, der trotz seiner Augenbinde doch so scharf sieht! dieser selbe Page Christian, der wie durch ein Wunder dem Tode entronnen war! O Vorsehung!"

Ingénue beantwortete die Exclamation mit einem allerliebsten Lächeln und indem sie Rétifs gen Himmel emporgestreckte Arme sanft wieder herabzog.

„Demnach also," rief Rétif mit einem Ausdruck von Bewunderung, der nicht ganz ohne eine kleine Beimischung von Zweifel war, „demnach bist Du immer noch meine Tochter, mein unschuldiges Herzensmädchen, immer noch meine Ingénue! So wollt Ihr

denn in Eurem muthigen Entschlusse beharren? Beide jung, beide blühend, beide verliebt!"

„Mein Vater," sprach Ingénue feierlich, „ich betheuere Ihnen beim Andenken meiner Mutter, daß ich nie aufgehört habe Ihre Tochter und, wenn gleich Auger angetraut, ein ehrsames Mädchen zu sein!"

Rétif las die Wahrheit in ihren schönen, blauen, spiegelklaren Augen.

„Ja, mein Vater," fuhr Ingénue fort, „ich habe mir selbst gelobt, als ich das tiefe Elend so vieler Frauen sah, niemals durch die mindeste Unvorsichtigkeit ein gleiches Elend herauszufordern; nie will und werde ich die Maitresse des Mannes sein, den ich liebe. Ja, ich liebe, und ich fühle, daß es für ewig ist! An dem Tage, wo die Kette reißt, die meine Seele an die Seele Christians fesselt, werde ich sterben! Vielleicht wird er mich eines Tages nicht mehr lieben, das ist möglich; aber ich gefalle mir in dem Gedanken, daß der Schmerz mich dann tödten wird. Lieber vor Schmerz sterben als mit Schande bedeckt!"

Rétif riß vor Erstaunen die Augen weit auf; nie war ihm noch ein Weib erschienen, selbst nicht in Büchern, das seine Grundsätze mit solcher Bestimmtheit und Festigkeit aussprach.

„Ja," fuhr Ingénue fort, „und ich bin überzeugt, daß Sie meiner Meinung sein werden, lieber Vater. Eine Maitresse kann ewig nur eine zweideutige Stellung im Leben einnehmen. Würde ich Mutter, so würden meine Kinder verachtet sein; ich selbst würde zittern, wenn ich sie an mein Herz drückte. Nein,

mein Vater, nein! ich besitze einen Stolz, der noch meine Liebe übertrifft. Nie soll mich irgend jemand auf dieser Welt verachten können, und um dies zu erreichen, muß ich mich vor allen Dingen selbst achten."

Rétif hörte mit verschränkten Armen zu, und Ingénue hatte schon längst geendet, als er noch immer horchte.

„Aber, mein Kind," sagte er endlich ganz niedergedonnert, „wenn man die Vernunft zu weit treibt, wird sie Unvernunft! Meinst Du denn wirklich, daß Herr Christian sich lange mit diesen Paradoxen abweisen lassen wird?"

„Er hat es mir versprochen, mein Vater, ja, mehr noch, er hat es mir geschworen!"

„Aber was man in Augenblicken des Liebesenthusiasmus verspricht und schwört, kann man oft beim besten Willen nicht halten. Wenigstens ist es sehr schwer, was schwer ist, ist schmerzhaft, und was schmerzhaft ist, ist nicht haltbar.

Ingénue schüttelte verneinend das Köpfchen.

„Er hat es mir versprochen, er hat es mir geschworen," wiederholte sie fest; „und er wird sein Versprechen erfüllen, seinen Schwur halten!"

„So liebst Du ihn also nicht?"

„Wie?" rief Ingénue aus, „ich sollte ihn nicht lieben!"

Betroffen von der Wahrheit des Ausdrucks, mit dem Ingénue diese Worte sprach, blickte er die schöne Statue von engelhafter Reinheit staunend an.

„Beherzige wohl, mein Kind," sprach er dann,

„daß, wenn Christian auch seinem Gelübde treu bleiben sollte, wie Du mit so großer Zuversicht hoffst, er immer erst den Tod Deines Mannes abwarten muß, um Dich heirathen zu können. Auger ist jetzt dreißig Jahre alt, er kann noch fünfzig Jahre leben, dann wirst Du fast siebzig, und Christian sogar zwei- oder dreiundsiebzig Jahre alt sein, und das ist das Alter der Weisheit."

„Es wird sich schon eine Gelegenheit bieten, mein Vater, um diese Ehe zu lösen."

„Glaubst Du?"

„Ich bin dessen sogar gewiß."

„Nun, und dann?"

„Dann wird Christian mich heirathen."

„Groß, erhaben!" rief Rétif, sich vor so festem Glauben beugend. „Ja, nur die Tugend ist wahrhaft stark in ihrer Unschuld und Reinheit! — Ach! Dir gegenüber fühle ich erst, wie alt und schwach ich geworden bin! So gehe Deinen Weg mein Kind, und der Himmel beschütze und leite Dich!"

Er schloß sie zärtlich in seine Arme.

„Nichts destoweniger rathe ich Dir," fügte er halb gerührt, halb scherzhaft hinzu, „die Gelegenheit selbst baldmöglichst herbeizuführen; glaube mir, das wird besser sein, als der Zukunft gar zu sicher zu vertrauen."

„Das thue ich auch," sprach Ingénue ruhig und heiter.

„Auf welche Art denn? Ist es ein Geheimniß?"

„Nein, mein Vater, ich bete."

Der Philosoph schüttelte bedenklich den Kopf.

„Zuverlässig! Gott hat mir noch nie Etwas verweigert.“

„Woraus schließest Du das?“

„Weil mein Schutzengel, durch den meine Gebete an ihn gelangen, stets die erste Stelle in meinem Herzen einnehmen wird!“

IV.

Die Wetterwolken thürmen sich.

Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gesehen, was Auger in Réveillons Interesse alles gethan, und wie er späterhin seine Maßregeln darnach getroffen hatte, um nöthigenfalls auf die bequemste und schnellste Weise seine dreißigtausend Livres, die er einstweilen in einem Sacke in Réveillons Casse deponirt und die dieser ihm auf so verächtliche Weise zur Verfügung gestellt, in Sicherheit bringen zu können.

Wir haben auch bereits erwähnt, daß der Tapetenfabrikant zum Wähler ernannt worden war, und daß diese neue Würde die Zahl seiner Feinde beträchtlich vermehrt hatte.

Schon seit mehreren Wochen hatte Paris ein ganz verändertes Ansehen angenommen; der furchtbare Winter von 1788, während dessen der Heerd der Wahlen in helle

Gluth gesetzt worden war, nahte seinem Ende. Das verhungerte, erfrorene Paris, das man bereits in den letzten Zügen wähnte, fing an wieder allmälig aufzuleben; es spie Feuer und Flammen und der unterirdische Donner des Vulkans grollte immer vernehmlicher. Müde der überstandenen Tage, voll Unruhe und Aufregung versuchten es die Männer der Ordnung und Besonnenheit ein wenig auszuruhen, aber gerade durch diese zeitweilige Ruhe gewannen die Anderen, denen an der Unordnung ganz besonders gelegen war, desto freieren Spielraum zu ihren gefährlichen Umsturzversuchen.

Es bedarf oft mehrerer Jahrhunderte, um ein ganzes Volk in den Zustand der Wallung zu versetzen; ist es aber erst einmal dahin gelangt, dann wirft es fortwährend neue und größere Blasen, bis der Kessel endlich überläuft und das Feuer, das ihn in Wallung gebracht, selbst verlöscht.

Réveillons Ernennung zum Wähler, dieses Gemäßigtsten unter den Gemäßigten, hatte die Gegenpartei in höchste Wuth versetzt; von allen Seiten hörte man nur Lästerungen und Verwünschungen gegen den unglücklichen Fabrikanten, diesen Verräther, der eines Tages gewagt hatte, es offen auszusprechen, daß ein Arbeiter mit fünfzehn Sous Tagelohn reichlich bezahlt sei.

Nach und nach fingen die Proletarier an sich zu zählen; sie gewahrten jetzt erst, daß sie sehr zahlreich waren, und als sie sich erst einmal von ihrer Stärke überzeugt hatten, gingen sie allmälig von ihrer bisherigen Selbstverleugnung zu Drohungen über.

Und da schließlich Réveillon als die Hauptursache dieser ganzen Gährung betrachtet worden war, so nah-

men alle diese drohenden Wetterwolken nach und nach ihre Richtung gegen ihn.

Zu der Zeit, von der wir hier sprechen, war es fast unumgänglich nöthig, sein politisches Glaubensbekenntniß offen zur Schau zu tragen.

Wir sind weit davon entfernt behaupten zu wollen, daß diese Wuth öffentlicher Meinungskundgebung jemals in Frankreich zu einem günstigen Resultate geführt habe; allein da es wenigstens nun einmal anerkannt ist, daß der Charakter der Franzosen im Allgemeinen einer der offensten, freimüthigsten und demonstrativsten unter allen Nationen ist, so kann man sich nicht füglich allein von dieser Demonstrationsepidemie frei halten, wenn sie einmal zum Ausbruch gekommen ist.

Die Bewohner der Vorstadtviertel — — Wir müssen uns hier eine Einschaltung erlauben, um als Romanschreiber im Namen der Geschichte gegen einen sehr häufigen Irrthum zu protestiren. Die Geschichte sagt gewöhnlich: „die Bewohner der Vorstadtviertel,“ und so haben wir denn auch hier gesagt: „die Bewohner der Vorstadtviertel;“ allein wir müssen um der Wahrheit willen hinzusetzen, daß es keineswegs nur Bewohner der Vorstädte waren.

Sagen wir also richtiger: Eine große Anzahl Personen aus allen Ecken und Enden von Paris hatte sich dahin vereinigt, es einstimmig für höchst strafbar und abscheulich zu erklären, daß Réveillon den Tagelohn eines Arbeiters so niedrig angeschlagen hatte; was aber Réveillon in ihren Augen noch viel strafbarer machte, war der Umstand, daß er seine Laufbahn ja selbst als gewöhnlicher Arbeiter begonnen, und seinen jetzigen

Reichthum vorzüglich dem Fleiße Derjenigen verdankte, die er nun so herabwürdigend behandelte.

Zu jener Zeit aber war eine Art von Bestrafung in die Mode gekommen, die um so leichter anzuwenden war, als sie bis jetzt eigentlich Niemand Schaden zugefügt hatte:

Die Feinde des Volks wurden in Effigiae verbrannt.

Die Vollstrecker dieser Strafe, die eine besondere Classe in der Gesellschaft zu bilden schienen, hatten auf diese Weise schon, theils einzeln, theils paarweise, Herrn von Calonne, Herrn von Brienne, Herrn von Maupeou, Herrn von Lamoignon, ja sogar unsern Freund Dubois, den Ritter von der Schaarwache verbrannt, so daß das Vergnügen bereits viel an seinem Reize verloren hatte. Man beschloß daher mit Réveillon, dem Aristokraten, dem Tyrannen, dem schlechten Bürger und Leutebedrücker, ein ganz außerordentlich glänzendes Auto-da-fé zu veranstalten. Wie würde sich der naive Tapetenfabrikant gewundert haben, wenn er alle diese saubern Ehrentitel, die man ihm hinter seinem Rücken ertheilte, gewußt hätte!

Uebrigens freute man sich um so mehr auf dieses Fest der Volksjustiz, je weniger man dabei eine Störung zu befürchten hatte.

Herr Réveillon war ja weder ein Minister, noch sonst eine hochgestellte Staatsperson; er hatte keine Garden, keine Schweizer, keinen mit einem Eisengitter verwahrten Schloßhof, hinter dem ein Regiment in Schlachtordnung aufmarschirt stand.

Er bewohnte ein gewöhnliches Bürgerhaus, eine

Fabrik, zwar in einem Hofe, der jedoch nur ein schwaches Holzgitter hatte, den ganzen Tag über offen stand, und nur des Nachts von einem alten Kettenhund bewacht ward.

Man wollte nur ein wenig sehen, was dieser Menschenfresser Réveillon für ein Gesicht machen würde, wenn er sein Conterfei in Flammen aufgehen sähe!

Daß der Herr Ritter von der Schaarwache, der sich so eifrig in die Verbrennung eines Ministers Lamoignon, Brienne gemischt hatte, sich nicht wegen eines Réveillon in schlimme Händel einlassen würde, darauf rechnete man fast mit Gewißheit.

Wer war denn Herr Réveillon? Ein gewöhnlicher Bürgersmann, von dessen Dasein der Hof vielleicht gar Nichts wußte. Also, ohne Bedenken, ans Werk!

Es war am 27. April.

Schon in den Vormittagstunden sah man jenen schmutzigen Auswurf der Pariser Bevölkerung, der von da an bei allen bürgerlichen Unruhen schäumend und brausend den Schleusen der Hauptstadt entquoll, zu den Barrieren hinausströmen.

Zu dieser scheußlichen Menge gesellten sich noch alle die Unglücklichen, welche der Hungersnoth des Winters nicht erlegen waren, Schreckensgestalten mit hohlen Augen, bleichen, eingefallenen Wangen und fast eben so bleichen Lippen, die die drohenden Zähne kaum noch zu bedecken vermochten.

Auf den ersten Anblick schien diese ganze Masse noch keinen bestimmten Plan gefaßt zu haben, und setzte ihren Marsch nur langsam und wie zögernd fort; Niemand fiel es ein, sie aufhalten zu wollen. Zuweilen

blieben einzelne, dichtere Gruppen dieser Unglücklichen stehen, um sich zu berathen, und mitten in solcher Gruppe ergriff irgend ein Redner das Wort, um die große Tagesfrage zu erörtern, ob man denn frei sei, oder nicht.

Wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, ward diese Frage auch natürlich mit Einhelligkeit bejahet und dahin erläutert, daß man demzufolge auch das Recht habe, Réveillon, den Verbrecher an der Majestät des Volks, in Effigiae zu verbrennen.

Man verfertigte daher eine ungeheure Strohpuppe, noch vier oder fünf Fuß größer wie die der Herren von Brienne und von Lamoignon, was, wie man zugeben wird, für einen schlichten Tapetenfabrikanten keine geringe Ehre war.

Die Strohpuppe ward überdies noch mit dem großen schwarzen Bande des Michaelordens, den der Hof, wie man behauptete, Réveillon verliehen haben sollte, geschmückt.

Auf der Brust der Puppe ward ein großer Zettel befestigt, das Verbrechen sowohl als den Spruch dieses Volkstribunals enthaltend.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen waren, setzte sich der halb komische, halb furchtbare, fast mit jedem Schritte sich vergrößernde Zug aus dem Faubourg Saint-Antoine nach der Bastille zu in Bewegung, in deren Nachbarschaft das Haus des Tapetenfabrikanten gelegen war.

Dort angelangt, blieb die Menge halten; man riß etwa ein Dutzend Pflastersteine auf und rammelte

den langen Pfahl in die offene Stelle, an welchem die Strohpuppe baumelte; einige Deputirte dieser rohen Executivbehörde wendeten sich mit dem Ersuchen an die Bewohner des Stadtviertels, ihnen Stroh- und Reisigbündel oder sonstige brennbare Stoffe zu liefern, welchem Ersuchen die freundlichen Nachbarn, halb aus Furcht, halb aus Neid, wie ihn die Aermeren stets gegen die Reicheren hegen, auf das Bereitwilligste entsprachen. Das Brennmaterial ward rings um den Pfahl aufgestapelt, eine Fackel herzugeschafft, und bald loderte die Flamme an den Strohbündeln empor.

Bei diesem Anblicke fing die Menge an zu brüllen, wie ein Löwe, der, bevor er sein aus einem Pferde oder einem Stücke Rind bestehendes Mittagsmahl verspeist, um den Appetit zu reizen, eine arme Gazelle, oder ein Häschen voranschickt.

Allein ein Gedanke erzeugt bekanntlich den anderen; und so kam denn der Haufe durch das Brennen der Strohpuppe ganz natürlich auf den, in Betracht des angeblichen Verbrechens gewiß höchst passenden und moralischen Einfall, Réveillon doch lieber gleich in natura zu verbrennen.

Andere waren wieder der Meinung, an ihm das Wiedervergeltungsrecht, diese in den Augen des Volkes natürlichste und logischste Strafe, auszuüben. „Ein Mensch kann sehr gut von fünfzehn Sous täglich leben!“ hatte Réveillon gesagt, oder sollte er vielmehr gesagt haben. „Nun wohlan,“ sagte das Volk, „so mag Réveillon es einmal selbst versuchen von fünfzehn Sous täglich zu leben!“

Das wäre Alles ganz gut gewesen, wenn man nur

gewußt hätte, auf welche Weise man diese zweite Strafart in Ausführung bringen sollte, und so kam man denn wieder auf die erste, ungleich kürzere und energischere Procedur zurück. Vielleicht wäre dies auch nicht geschehen, wenn nicht einige jener seltsamen Figuren, wie man sie bei dergleichen Gelegenheiten immer zum Vorschein kommen sieht, die allgemeine Erbitterung gesteigert und geschürt hätten. Die an den Fenstern der benachbarten Häuser stehenden Zuschauer hatten viele jener scheußlichen Bettlergestalten gesehen, mit gewaltigen Knütteln bewaffnet, auf die sie sich einstweilen stützten, bis der Augenblick gekommen sein würde, sich ihrer als Keulen zu bedienen.

Andere erzählten wieder, daß man schon am Abend vorher, und so auch noch an demselben Tage gewisse Personen bemerkt habe, welche heimlich Geld unter die Menge vertheilt haben sollten.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß man mehrere anonyme Warnungsbriefe unter Réveillons Adresse abgeschickt hatte, die aber sämmtlich nicht an ihre Bestimmung gelangt waren.

Von wem und wie sie aufgefangen, ist niemals bekannt geworden.

Im Augenblick, als die drohende Menge herangezogen war, hatte sich der unglückliche Tapetenfabrikant mit seinen Töchtern eben im Garten befunden. Der Frühling versuchte eben sein erstes Lächeln, das die ganze Natur aufheitert und zur Wonne erweckt; die Schneemassen, welche die Erde während des strengen Winters von 1788 bis 1789 bedeckt und befruchtet, waren nach und nach unter dem lauen Hauche des Ze-

phirs geschmolzen — wie Horaz gesagt hat, und wie es seitdem so viele Leute wiederholt, daß aus diesem ursprünglich reizenden und poetischen Gedanken nach und nach ein höchst trivialer und gemeiner geworden ist.

Die noch von ihrer Frühlingshülle umgebenen Knospen fingen an zu schwellen, und die braunglänzenden Schalen verkündeten bereits das innenwohnende Leben und Wachsen.

Die Levkoyen schaukelten bereits ihre goldnen Blumenbüschel im leisen Winde und vermischten ihre würzigen Düfte mit denen der bescheidenen Veilchen und Primeln.

Selbst die kalten Mauern, die man zwischen den noch kahlen Aesten der Bäume gewahrte, schienen die ersten warmen Sonnenstrahlen mit Behagen einzusaugen, und glänzten weißer und reiner.

Es lag, mit einem Worte, in Allem, was das Menschenauge an den Beginn der wonnevollsten Jahreszeit erinnert, in den Blumen, Blüthen und Pflanzen, ja sogar in den Steinen, ein gewisses Etwas, welches der Natur neues Leben und Gedeihen verhieß.

Réveillon war, wie gesagt, in diesem Augenblicke ganz mit seinen Zukunftsplänen und ländlichen Ideen beschäftigt, als er plötzlich ein entferntes Summen und Murren vernahm.

Er und seine Töchter horchten einige Secunden auf.

Allein schon fing man an sich an dergleichen Bewegungen zu gewöhnen. Seit dem Beginne der Wahlen verging kein Tag, wo nicht Volkshaufen — bald singend, bald drohend, je nachdem sie mit den Wahlen

zufrieden oder unzufrieden waren, — durch alle jene großen Pulsadern von Paris, die Quais, die Boulevards, die Straße Saint-Jaques und den Faubourg Saint-Antoine, hin und herzogen.

Einen Augenblick konnte Réveillon sich vorstellen, daß es einer jener plötzlichen Wirbelwinde sei, wie er deren in den letzten Tagen so häufig hatte vorüberziehen sehen, der seine tumultuirende Richtung gerade durch sein Stadtviertel genommen, und wie jene Windwolken vorübergerauscht sei, ohne andere Verwüstungen zu hinterlassen, als höchstens einige zerbrochene Fensterscheiben und Straßenlaternen.

Diesmal aber irrte sich Réveillon; der Wirbelwind zog nicht vorüber; er nahm sogar an Schreien und Drohen zu, und schien sein Ziel vor dem Hause des unglücklichen Wählers selbst gefunden zu haben; wenigstens schloß er dies aus dem zahlreichen Stimmengewirre, da er von seinem Garten aus nicht auf die Straße sehen konnte.

Er verließ schnell den Garten, eilte ins Haus und sah, daß man die Thore nach dem Hofe zu bereits geschlossen hatte; man war dem Befehle, den er eben ertheilen wollte, zuvorgekommen.

Einen Moment schien es, als ob Alles wieder ruhig geworden sei.

Plötzlich aber unterbrachen einige laute, verhängnißvolle Schläge an das Hauptthor diese unheimliche Stille.

In der That sprach Niemand unter der ganzen Menschenmenge ein Wort: es war eben jener schwüle, drohende Moment, der in der Regel den gewaltigen

Ausbrüchen der Natur vorangehet, während welchem der Vogel unter seinem Blätterdache verstummt, das Raubthier sich in seine Höhle verkriecht, und nur der Mensch, dieser ewige Oedip, Himmel und Erde zu befragen wagt.

Auf die hallenden Schläge nähert sich Réveillon unruhig dem Thore von starkem, festem Eichenholze, und öffnet ein kleines mit Eisen vergittertes Schubfensterchen in demselben.

Ein hageres, erdfahles Gesicht, von einem rothen, stachlichen Bart umgeben, zwei Augen, oder vielmehr zwei Höhlen, aus deren Tiefe zwei glühende Kohlen hervorleuchten — das waren die wenig erfreulichen Dinge, die Réveillon, an die andere Seite des Eisengitters gedrückt und kaum zwei Zoll von seinem eigenen Gesicht entfernt, erblickte.

Kein Wunder daher, daß er erschrocken zurückprallte.

„Was wollt Ihr?" frug er, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte.

„Wir wollen mit Herrn Réveillon sprechen," antwortete die grimmige Fratze.

Das dicke Eichenthor und das eiserne Gitter gab Réveillon wieder einige Fassung.

„Hier bin ich," sprach er.

„Aha! Sie sind Réveillon?"

„Ja."

„Schon gut! So machen Sie auf."

„Wozu?"

„Wir haben Ihnen Etwas zu sagen."

„Wer? Ihr?"

„Sieh her!“ rief der Kerl.

Und sich ein wenig nach links beugend, enthüllte er den Blicken des Tapetenfabrikanten das imposante Schauspiel einer im Hofe dicht geschaarten Menschenmenge.

Ein einziger Blick, eine einzige Secunde genügte dem unglücklichen Réveillon, um das Ganze zu überschauen.

Häßliche Gesichter, eines an das andere gedrängt, zerrissene, beschmutzte Kleider, dicke Knotenstöcke, verrostete Gewehre, blitzende Messerklingen an lange Stangen befestigt, und als Hintergrund von diesem Allen ein Ameisengewirre giftiger Blicke, ähnlich einem Vipernnest in der römischen Campagna, das der unvorsichtige Jäger, in der Meinung es sei ein verlassener Fuchsbau, mit einem Fußtritte aufgestört hat!

Schaudernd und erbleichend prallte der arme Wähler bei diesem fürchterlichem Anblicke zurück.

„Rasch, rasch! Aufgemacht!“ schrie der Mann, der der Anführer der ganzen Bande zu sein schien.

Und dabei donnerte er mit seinem eisenbeschlagenen Absatz an das Thor.

„Aber was wollt Ihr nur von mir?“ frug Réveillon.

„Das möchtest Du also gern wissen?“

„Nun freilich.“

„Nun denn, man will hier in Deinem Hofe das Conterfei eines Bösewichts verbrennen, eines Feindes des unglücklichen Volks, eines Wucherers, eines Aristokraten, der gesagt hat, ein armer Arbeiter könne mit fünfzehn Sous Tagelohn wie ein Prinz leben!“

„Das habe ich niemals gesagt! Gott behüte mich davor!“ schrie Réveillon entsetzt.

Die ganze Bande hatte diese Worte gehört; aber als Antwort darauf erschallte ein wüthendes Hohngeschrei, das sich über die Dächer der umliegenden Häuser erhob, wie der Dampf eines siedenden Kessels voll Erdpech, dessen Deckel man lüftet.

Und zu gleicher Zeit vernahm Réveillon, gleichsam als ein Echo jenes Hohngeschreies, dicht an seinem Ohre eine Stimme, die ihm zurief:

„Schließen Sie, Herr Réveillon! Schließen Sie!“

Er wendete sich schnell um und erblickte Auger neben sich.

Einige Schritte hinter ihm, auf dem Treppenabsatze, standen seine Töchter, die ihn weinend anfleheten zu entfliehen.

„Machen Sie zu, Herr, machen Sie schnell zu!“ wiederholte Auger noch dringender.

Réveillon schloß den Schieber.

Da erschallte eine förmliche Explosion von Geheule, Flüchen und Verwünschungen; das feste Eichenthor erbebte von Fußtritten und Steinschlägen.

Auger drängte Réveillon zurück, bis in die Arme seiner Töchter und einiger treu gebliebener Fabrikarbeiter.

„Fliehen Sie! fliehen Sie!“ riefen ihm alle zu.

„Warum soll ich fliehen?“ frug Réveillon; „ich habe ja all diesen Leuten nie etwas zu Leide gethan!“

„Hören Sie nur!“ rief Auger.

Er deutete dabei mit der Hand auf das Thor, vor welchem jetzt die Mörder ein Wuthgebrüll erhoben:

„Nieder mit Réveillon! Zum Tode! An die Laterne!“

Man fing damals bereits an, zu bedenken, welchen doppelten Gebrauch man von diesen langen eisernen Armen nöthigenfalls machen könnte, die bisher nur dazu gedient hatten, Laternen zu tragen.

Da die Regierung keine Lust mehr zu haben schien, die Verbrecher für ihre Rechnung zu hängen, so beschloß das Volk, um diesen schönen Gebrauch nicht ganz abkommen zu lassen, dies mit seinen Feinden auf eigene Rechnung zu thun.

Erstarrt, betäubt, von Schrecken überwältigt ließ sich der unglückliche Tapetenfabrikant von seinen Töchtern in den Garten ziehen, der noch menschenleer war, und von da durch eine kleine Hinterthüre ins Freie. Erst auf weitem Umwege erreichten sie ohne andere Belästigung die Bastille.

„Und nun,“ sagte Auger bei sich selbst, „sehen wir nach, was hier geschehen wird.“

V.

Das Gewitter bricht los.

Trotz aller Anstrengungen der Mordbrennerbande leistete das feste Eichenthor guten Widerstand.

Nebstdem konnten sich die Angreifer auch nicht enthalten, ein wenig scheu um sich zu blicken; sie scheueten sich noch immer, gar zu großen Lärm zu machen, denn kaum einige hunderte Schritte von ihnen ragten die Zinnen und Mauern der Bastille über die Dächer der Nachbarhäuser empor, dieses Granitriesen, der nur die Ladungen seiner ehernen Feuerschlünde auf sie zu schleudern brauchte, um sie Alle zu zermalmen.

Und von den Schießscharten der Bastille senkten sich ihre Blicke nach allen Straßenecken, ob nicht an einer derselben jene gefürchtete Schaarwache der Place-Dauphine unter Anführung ihres tapferen Commandanten Dübois zum Vorschein käme.

Endlich aber erregten auch die stummen, öden Fenster von Revillons Hause selbst das Mißtrauen der Tu-

multuanten, denn jeden Augenblick konnte sich ja zwischen den Stäben der Jalousien die Mündung irgend eines Mousquetons oder Tremblons hervorstrecken und seine furchtbare Ladung auf die dichtgedrängte Menschenmenge schleudern, so daß nicht eine Kugel wirkungslos geblieben wäre.

Uebrigens mußte ja auch die Reihenfolge des festgesetzten Strafprogramms innegehalten, das heißt, zuerst Reveillon's Strohconterfei verbrannt werden.

Da war es, wo die erste Fackel an den Scheiterhaufen gebracht wurde, und im Augenblick beeiferten sich viele Hände, das Beispiel nachzuahmen und die Strafvollziehung zu beschleunigen.

Der Abend begann bereits zu dämmern, für das Flammenschauspiel ein ganz passender Zeitpunkt!

Wie wir gesagt haben, war der Scheiterhaufen in der Nähe des zum Glück fest verschlossenen Thores errichtet worden; in Folge der zunehmenden Gluth fing aber das Holz bald an Risse zu bekommen, zu knistern und zu knacken, und schon nach kurzer Zeit drang der Rauch in alle Räume des Hauses.

Das Auto-da-fé währte schon eine volle Stunde, und der ganze Tumult schon einen halben Tag; demohngeachtet ließ sich weit und breit im ganzen Stadtviertel noch kein Bajonnet, kein gezogener Säbel, nicht einmal ein betreßter Hut sehen.

Woher rührte diese gänzliche Unthätigkeit der Behörden?

Leider müssen wir sagen, daß der Hof selbst sie aller Wahrscheinlichkeit nach veranlaßt hatte.

Dieser 27. April, bis zu welchem Tage wir gelangt

sind, war anfänglich zur Eröffnung der allgemeinen Ständeversammlung bestimmt worden. Der Hof, der genaue Kenntniß von ihrer Zusammensetzung und der Stimmung ihrer verschiedenen Fractionen hatte, fürchtete Nichts so sehr, als diese Eröffnung, und hatte es bereits dahin gebracht, daß sie bis zum 4. Mai verschoben worden war; jetzt aber handelte es sich darum, einen neuen Vorwand zu finden, daß die Eröffnung eben so wenig am 4. Mai stattfinde, wie sie am 27. April stattgefunden hatte.

Zur Erreichung dieses Zweckes verfuhr man nach folgenden Grundsätzen:

Der Hof rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß sich in Folge jenes Aufschubs zu der Bande von fünf- oder sechshundert elenden Wühlern, diesen hunderttausend neugierigen Gaffern, noch dreißig- bis vierzigtausend brod- und arbeitslose Handwerker und Fabrikarbeiter gesellen würden; daß die Zerstörung und Plünderung, von der so eben an Réveillons Hause ein erstes Probestückchen gegeben werden sollte, unter dem gemeinen Pöbel das Verlangen rege machen würde, dieses Beispiel nachzuahmen, dann würden vielleicht sechs oder acht reiche Häuser spoliirt, geplündert werden, was hinreichen würde, um die Eröffnung der Ständeversammlung abermals zu verschieben und eine Achtung gebietende Kriegsmacht um Paris und Versailles zusammenzuziehen.

Es war daher diesem Plane gemäß beschlossen worden, die Tumultuanten des Faubourg Saint-Antoine ungestört ihr Unwesen treiben zu lassen.

Die Folge davon war, daß der so lange noch aus

Furcht zurückgehaltene Odem der Rache dieses Pöbelhaufens sich endlich gegen vier Uhr Nachmittags desto ungestümer Luft machte.

Keine Vertheidigungsanstalten in Revellons Hause, — keine Einmischung der Nachbarn, — kein Einschreiten der bewaffneten Macht — nicht einmal eine Aufforderung zum Auseinandergehen von Seiten der Polizeibehörden — — also vorwärts, frisch an's Werk!

Es war vier Uhr Nachmittags, als man ernstliche Anstalten traf, das Thor zu erstürmen und Leitern an die Mauer legte, um in die Fenster zu steigen.

Da plötzlich erschien ein Picket der Schaarwache zu Fuß, unter Anführung eines Corporals, der mit den Tumultuanten zu parlamentiren begann.

Uebrigens war das Picket auch viel zu schwach, um sich auf irgend eine ernstliche Demonstration einzulassen.

Als die Angreifer dieses milde Einschreiten gewahrten, höhnten und verspotteten sie die Soldaten und setzten ihre Belagerungsanstalten unbekümmert fort.

Das Lachen und Spotten mochte die Soldaten vielleicht persönlich gereizt haben; es fielen einige Flintenschüsse von ihrer Seite, allein es war zu spät, um die erhitzten Köpfe der Menge einzuschüchtern; ein Hagel von Steinwürfen beantwortete die Schüsse und unter lautem Jubel ward die Schaarwache in die Flucht geschlagen.

Jetzt freilich stand zu erwarten, daß sie verstärkt zurückkehrte und das Rachewerk doch noch verhinderte; um so mehr mußte man sich daher beschleunigen, es möglichst rasch zu vollziehen.

Man gab sich also gar nicht erst die Mühe, das

Thor zu erbrechen; einige beherzte Kerls flogen die Leitern hinan, schlugen die Jalousien und Fensterscheiben ein, und stiegen ins Haus; die zuerst Eingedrungenen öffneten dann den Uebrigen Thüren und Fenster.

Wie war dies Alles inmitten einer Stadt, wie Paris, der Hauptstadt des Landes, möglich gewesen? Niemand hat es je erfahren, und eben so wenig, wie es zugegangen, daß im nämlichen Augenblick, wo die Ersten einstiegen, in der Tapetenniederlage auch schon Feuer ausbrach.

In wenigen Minuten war das Haus mit Tumultuanten angefüllt; es entstand ein furchtbares Gewirre, jeder richtete seine Schritte, wohin ihn eben Lust und Begierde trieb.

Die Einen zerstreuten sich in den Wohnzimmern, zerbrachen die Möbel und warfen sie aus den Fenstern.

Andere liefen in den Keller.

Die Beutegierigsten suchten nach der Casse.

Dorthin bitten wir den freundlichen Leser uns zu folgen.

Die Casse befand sich in einem kleinen, nach einem Hinterhofe gelegenen Seitengebäude, der zugleich zur Farbenbereitung diente.

Die Casse war im ersten Stockwerk und bestand aus einem ziemlich geräumigen Gemach, das als Cassenbüreau diente und zwischen zwei Kabinetten lag, an denen das erste eine Art Vorzimmer bildete, im hintersten aber die eigentliche Casse verwahrt war.

Dieses wichtige Möbelstück bestand aus einem großen Kasten von Eichenholz, den drei Männer, selbst wenn er leer war, nur mit Mühe hätten fortbringen können.

Eiserne Schienen und Schlösser, Eckbeschläge, an denen das Metall nicht gespart worden war, Nägel mit ungeheuren Köpfen, Haspen und Vorlegeschlösser schützten den Kasten sowohl vor dem Zahne der Zeit, als vor den Händen der Diebe.

Der Zugang zu diesem Locale war nicht leicht zu finden; eine kleine Wendeltreppe führte hinauf; nur die Fabrikarbeiter konnten ihn wissen.

Daher kam es denn, daß die Mehrzahl der Plünderer sich vorzüglich in den Zimmern vertheilte, Büreaus, Kasten und Schränke erbrachen, die Spiegel zerschlugen, und Hand an Alles legten, was nur irgend von Werth zu sein schien.

Aber ein Ereigniß, an das Niemand gedacht hatte, störte plötzlich die Plünderer in ihrem Werke.

Unter einem, an das Cassengebäude angelehnten Breterschuppen befand sich ein großes Gefäß mit Terpentin, das zur Farbenbereitung diente.

Ein Funke von dem Auto-da-fé, vom Winde umhergetrieben, fiel zufällig in das Gefäß, das sich im Augenblicke zischend entflammte.

Das Feuer loderte wie eine grüne und rothe Schlange an der Wand hinauf.

Die danebenstehenden und mit dieser Materie stark versetzten Farbenvorräthe fingen ebenfalls Feuer; das trockene Holzwerk knisterte und prasselte und zwischen den Spalten züngelten die Flammen empor.

In einem Augenblick stand das ganze Gebäude in Flammen, sie umloderten bereits den Cassenkoffer, der nicht nur Revillons ganzes Vermögen enthielt, sondern in welchem auch Auger seine eigenen Ersparnisse, dreißig-

tausend Livres in schönen, blanken Goldstücken in einem Ledersacke verwahrt hatte.

Schon hat das Feuer den Kasten selbst ergriffen.

In diesem Augenblicke springt ein Mann, mit bleichem Angesicht, wild emporgesträubtem Haar, mehr einem Gespenste, als einem lebenden Menschen ähnlich, drei Stufen auf einmal nehmend, die enge Wendeltreppe hinan, stürzt in das hinterste Kabinet, nimmt einen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnet den Kasten, und reißt einen schweren Lederbeutel heraus.

Der Mann war Auger.

„Ha, Elender!“ ruft plötzlich eine Stimme dicht hinter ihm, „also auch ein Dieb bist Du?“

Auger dreht sich erschrocken um.

Eine bleiche Gestalt steht athemlos, unbeweglich unter der Thüre.

Es war Ingénue.

Augers Antecedenzien trugen ihre Früchte: eine falsche Anklage bedrohte ihn.

„Sie hier?“ stammelt er betäubt.

„Ja, ich,“ ruft Ingénue, „die Sie nun endlich in Ihrer ganzen Nichtswürdigkeit erkennt!“

„Sie irren sich!“ schrie Auger, „dies Geld ist mein rechtmäßiges Eigenthum!“

„Lügner!“

„Ich schwöre Ihnen —“

„Meineidiger!“

„Ingénue!“

„Hausdieb! Verräther an Ihrem Wohlthäter!“

„Lassen Sie mich —“

„Nicht von der Stelle!“ ruft das beherzte Weib, sich mit beiden Armen in die Thüre stemmend.

Auger stürzt auf Ingénue los, um sie aus seinem Wege zu schieben; aber nur um so fester stemmt sie sich ein und schreit, so laut sie kann:

Hilfe! Mordbrenner! Diebe!“

Ingénue, die er ausgegangen wähnte, die er erst beim Abendessen wiederzusehen meinte, Ingénue stand vor ihm und beschuldigte ihn des Cassendiebstahls und der Brandstiftung.

Dieses so sanfte und reine Wesen, das Bild harmloser Unschuld und Tugend, erschien ihm plötzlich wie eine Bildsäule der rächenden Nemesis, zornigen Blicks und mit drohender Geberde.

Aber wie in aller Welt kam sie jetzt hierher.

Die Sache war sehr einfach und natürlich.

Gegen ein Uhr war Ingénue wie gewöhnlich ausgegangen; es war einer jener Tage glücklicher Liebesträumereien: sie hatte ihre Zusammenkunft mit Christian in der Gegend von Clignancourt verabredet.

Die Stunde des Rendezvous war, wie immer, im Minutenfluge vorübergeeilt; so bald sie beisammen waren, dachten weder Christian noch Ingénue mehr daran, den Lauf der Zeit zu ermessen, und es waren ihnen bereits mehrere Stunden im seligen Rausche verstrichen, als sie das Sinken der Sonne daran erinnerte, daß es für Beide hohe Zeit sei, an die Heimkehr zu denken.

Christian geleitete Ingénue so lange wie möglich und bis in die Nähe ihrer Wohnung; Tag, Ort und Stunde wurden für das nächste, eben so unschuldige

Rendezvous, wie alle vorhergegangenen, verabredet, worauf man sich trennte.

Beide hatten an diesem Tage zwar wohl ein eigenthümliches Geräusch in der Vorstadt vernommen; da es aber unmöglich war, die Ursache dieses Geräusches zu errathen, und demzufolge auch irgend einen Verdacht zu schöpfen, so hatte Christian seine Geliebte bis etwa hundert Schritte von jener bereits erwähnten kleinen Gartenthüre begleitet, und dort Abschied von ihr genommen.

Als Ingénue das Gartenpförtchen aufschließen wollte, fand sie es bereits offen; allein sie hatte nicht Zeit, über diese befremdliche Erscheinung nachzudenken, denn in diesem Augenblicke sah sie Rauchwolken und rothe Flammen emporwirbeln, ein wildes Geschrei aus dem vorderen Hofe und aus dem Innern des Hauses schlug an ihr Ohr — —

Aengstlich eilt sie vorwärts, sieht Männer heulend hin- und herlaufen, und jetzt erst begriff sie, daß der Grund dieses Tumultes irgend ein feindseliger Anschlag gegen Herrn Réveillon sei.

Muthig, wie alle reinen, unschuldigen Seelen, dachte sie nicht an eigene Gefahr, sondern an die, welche Réveillon drohe, und eilte immer weiter, bis in die Zimmer.

Diese waren mit wildaussehenden, wüthenden Männern angefüllt, die Réveillon aufsuchten.

Da sie aber bald merkte, daß die Tumultuanten ihn nicht gefunden hatten, kam sie auf den Gedanken, daß Réveillon sich wahrscheinlich, entweder um seinen Verfolgern zu entgehen, oder auch um sein Vermögen

noch möglichst zu retten, in die Casse geflüchtet hatte, und sie lief nun dorthin.

Wir haben bereits gesehen, wie sie im nämlichen Augenblicke dort anlangte, als Auger eben den Sack mit seinen Ersparnissen aus der großen Geldkiste zog.

Da sie nicht wußte, daß das Gold ihm gehöre, so glaubte sie, er wolle es stehlen und schrie: Diebe! Diebe!

„Lassen Sie mich hinaus!“ sprach Auger wüthend; „unsere Geschicke haben Nichts mehr mit einander gemein; Sie haben mich fortwährend erniedrigt, beschimpft, zur Verzweiflung gebracht! Ich bin nicht mehr Ihr Mann, Sie sind nicht mehr mein Weib! Lassen Sie mich!“

Ingénue begriff, daß die schon so lange ersehnte, vom Himmel so inbrünstig erflehete Stunde, welche sie auf immer von ihrem Manne scheiden würde, jetzt vielleicht gekommen sei.

„Sie von hier fortlassen!“ rief sie noch ein Mal.

„Ich muß hinaus!“

„Mit Herrn Réveillons geraubtem Golde?“

„Wer sagt Ihnen, daß dies Gold Herrn Réveillon gehört?“

„Habe ich nicht selbst so eben gesehen, wie Sie es aus Herrn Réveillons Casse genommen haben?“

„Und kann ich nicht eben so gut mein eigenes Vermögen in dieser Casse verwahrt haben?“

„Wo ist Herr Réveillon?“ frug Ingénue mit furchtbarem Ernst, wie der strafende Engel des Gerichts.

„Haben Sie ihn mir zu hüten übergeben?“

„Wehe, wehe über Dich, Unglücklicher! Du giebst

mir dieselbe Antwort, die Kain dem Herrn gab, als dieser ihn nach seinem Bruder Abel frug!"

Auger antwortete nicht mehr, sondern versuchte nur durch die Thüre zu dringen.

Aber die schwache Ingénue stand fest wie ein Fels.

„Diebe! Diebe!" schrie sie, so laut sie konnte.

Auger war dem Wahnsinne nahe; er wußte nicht mehr, was er beginnen sollte.

„Dieb! Raubmörder!" fuhr Ingénue fort; „Du hast vielleicht Deinen Herrn und Wohlthäter ermordet! Du warst es ohne Zweifel, der diese Mordbrennerbande hierher gelockt und das Feuer angelegt hat! Du wolltest Alles vernichten, was Deinen teuflischen Plänen im Wege stand, und zugleich jede Spur Deines Verbrechens vertilgen! Dieb und Mörder! Gieb wenigstens dies Gold zurück, das vielleicht morgen das einzige Rettungsmittel Deines Brodherrn, des Mannes sein wird, der Dich mit Wohlthaten überhäuft hat!"

„Alle Teufel!" schrie Auger, sich vor Wuth und Verzweiflung die Haare raufend; „Sie wollen also durchaus nicht an das glauben, was ich Ihnen sage?"

Statt aller Antwort erneuerte Ingénue ihr Hilfgeschrei.

Auger stieß einen fürchterlichen Wuthschrei aus und trat einige Schritte zurück, um einen letzten Anlauf gegen Ingénue zu nehmen.

Aber im selben Augenblick brach auch der Boden des Kabinets ein, und Auger verschwand in einen Wirbel von Feuerfunken.

Zu gleicher Zeit löste sich ein Balken von der Decke und streifte im Herabstürzen Ingénue's Kopf.

Das arme junge Wesen breitete taumelnd die Arme aus, und stürzte, ohne einen Laut, ohne einen Seufzer auszustoßen, rückwärts in das mit Qualm und Feuer angefüllte Vordergemach.

Im nämlichen Moment ward aber auch schon das von der Hitze gesprungene Fenster mit den Enden einer Leiter vollends eingestoßen, und ein Mann mit geschwärztem Gesicht und Haaren sprang durch dies Fenster herein.

„Ingénue!" schrie er, „Ingénue!"

Es war Christian.

Christian, der, so lange er bei Ingénue gewesen war, auf Nichts um sich her geachtet, keinen Tumult, keinen Lärm gehört hatte, sich in seinen Fiaker warf und rasch davon fuhr.

Kaum aber hatte Ingénue ihn verlassen, kaum befand er sich allein, als auch seine Sinne sich wieder auf die übrige Welt richteten und er plötzlich begriff, daß irgend etwas Außergewöhnliches in dem Stadtviertel vorgehen müsse.

Er sprang aus dem Fiaker, eilte auf die nächste Menschengruppe zu und frug was es gäbe.

Man sagte ihm, daß die Arbeiter Réveillons das Haus ihres Herrn plünderten und angezündet hätten, und alle seine Inwohner umbrächten.

Ingénue und ihr Vater wohnten ja in dem unglücklichen Hause!

Ingénue hatte ihn eben erst verlassen um in ihre Wohnung zurückzukehren!

Was sollte aus ihr werden, mitten in dieser schrecklichen Verwirrung?

Vielleicht war es noch Zeit, sie einzuholen, sie zu retten!

So rasch er konnte lief er wieder zurück.

Er kannte die kleine Gartenthüre recht wohl, durch die Ingénue gewöhnlich zu ihren Rendezvous zu gehen pflegte, und bis zu welcher Christian sie ja schon öfters heimbegleitet hatte.

Er erreichte den Garten und den Hinterhof, der mit Menschen und herabgefallenen brennenden Holztrümmern angefüllt war.

Ohne irgend etwas zu beachten, mit der Kraft der Verzweiflung bricht er sich Bahn durch die Menge, räumt weg, was ihn hindert, und steht endlich mit verbrannten Händen, Füßen, Haaren, mit zerrissenen Kleidern vor dem Cassengebäude.

Dort oben, am Fenster, sah er zwei Gestalten sich bewegen.

Er errieth, daß es Ingénue und Auger sein müßten.

Zudem leuchteten die Flammen hell genug, um von unten Beider Gesichter zu erkennen.

Da ließ sich plötzlich ein Schrei vernehmen.

Es war ein verzweifelnder Hilferuf.

Es war Ingénue's Stimme! doppelt bedroht, von jenem Nichtswürdigen, wie vom Feuer! —

Von Todesangst verzehrt blickt Christian um sich und gewahrt eine noch unversehrte Leiter neben dem brennenden Schuppen; er bemächtigt sich ihrer, legt sie an das Gebäude, fliegt hinan, schlägt die Fensterscheiben mit der Faust in Stücken und dringt im Augenblicke in die Casse, als eben Auger mit dem einstürzen-

den Fußboden verschwindet, und Ingénue von dem Balken getroffen niedersinkt.

Das Erste, was er erblickte, war Ingénue, blutend, ohnmächtig, am Boden liegend.

Christian schwingt sich von der Leiter ins Cassenzimmer.

Keine Secunde durfte in dieser Gluthhölle gesäumt werden.

Er faßt Ingénue auf seine Arme, das ihrer Wunde entströmende Blut fließt auf seine Schulter und auf die glimmenden Balken nieder.

Er trägt die theure Last durch den erstickenden Rauch, die schon brennende Treppe hinab, durch Gewühl und Gedränge, nicht achtend des Wuthgeschrei's, der herabstürzenden Balken und Steine, der um ihn her pfeifenden Kugeln.

Kaum ist er zehn Schritte weit in den Garten gekommen, als das Gebäude prasselnd hinter ihm zusammenstürzt und eine Feuer= und Rauchsäule hoch empor zum Himmel wirbelt.

VI.

Das Portrait.

Niemand hatte den jungen Mann mit seiner scheinbar leblosen Bürde beachtet, so sehr war jeder mit seiner eigenen Rettung, oder mit Plündern und Zerstören beschäftigt.

Hin und wieder sah man sogar Gruppen, die sich die Beute streitig machen wollten, und mit Erbitterung gegen einander kämpften.

Die Aufregung des Raubes, der Zerstörung und des Kampfes hatte sich dieses ganzen unglücklichen Hauses bemächtigt; es war zum Tummelplatz einer schauderhaften Orgie, der Habgier und der Rachsucht verwandelt.

Während die endlich angerückten französischen Garden die Tumultuanten außen angriffen, nach und nach Besitz von der Straße und allen benachbarten Häusern faßten, aus deren Fenstern man das Haus Réveillon's vor=

theilhaft bestreichen konnte, füllten die zurückgetriebenen Mordbrenner die Keller, schlugen die Fässer ein und gossen alles Flüssige in die Gurgeln: was ihnen eben vorkam, gleichviel ob es Wein, Liqueur, Cognac, Spiritus, oder selbst Terpentin war.

Viele dieser Elenden, die sich im Rausche hatten zum Kampfe begeistern, oder ihre Furcht betäuben wollen, starben daher in Folge des genossenen Giftes.

Während dem hatte Christian sein Taschentuch zerrissen, in das Gartenbassin getaucht und davon Compressen auf Ingénues blutende Wunde gemacht; dann nahm er die ohnmächtige Geliebte wieder auf seine Arme und setzte seinen Lauf so rasch er konnte mit ihr fort, um nur so weit wie möglich von dem verhängnißvollen Hause wegzukommen.

Und im Laufen drückte er diesen leblosen und — ach! so theuren Körper mehr wie tausend Mal an sein Herz; er wußte in der Verzweiflung nicht wohin er lief und flehete Gott inbrünstig an, wenn er ihm die Heißgeliebte rauben wolle, auch ihn mit ihr zugleich sterben zu lassen.

Die Gedanken verließen ihn endlich. Er sah Ingénue immer bleicher werden, er fühlte, wie ihre Lebensgeister immer mehr dahinschwanden, schon war kein Herzschlag mehr zu bemerken.

Plötzlich war es ihm, als ob sein guter Engel ihm einen Rath einflüsterte.

„Warum sollte es einem Arzt nicht möglich sein, Ingénue noch zu retten!“ rief es in ihm.

Ein Freudenschrei entrang sich seiner Brust; es war ihm, als ob ein neues Leben sich seinen Blicken erschlösse.

„Ja, ja, sie soll, sie muß gerettet werden!" rief er; „ich werde sie retten! mir wird sie ihr Leben verdanken!"

Es fiel ihm jetzt gar nicht mehr ein, an der Möglichkeit zu zweifeln.

Ein Fiaker fuhr vorüber; Christian rief ihn an.

Zum Glück war der Wagen unbesetzt.

Der Kutscher lenkte gerade auf den jungen Mann zu und hielt an.

„Du mein Gott im Himmel!" sprach der Kutscher; „was giebt es denn hier, mein lieber junger Herr?"

„Mein Freund," antwortete Christian, „ich befand mich mit meiner Schwester zufällig im Faubourg-Saint-Antoine und gerieth mitten in den schrecklichen Tumult; sie ist dabei verwundet worden, wie Ihr seht."

„Ach ja!" rief der Kutscher, von seinem Wagen herabspringend, „und sogar gefährlich, wie es scheint, denn Ihre Kleider sind ganz mit Blut bedeckt und die arme Dame ganz ohnmächtig."

Der wackere Mann machte seinen Fiaker auf und half Christian einsteigen, der Ingénue so vorsichtig wie möglich quer über seinen Schooß bettete.

„Wahrscheinlich möchten Sie sie schleunigst zu irgend einen Wundarzt schaffen?" frug der Kutscher, „nicht wahr, mein junger Herr?"

„Ganz gewiß! Weißt Du einen hier in der Gegend?"

„Ja wohl, mein Herr, und was für einen? Alle Tausend!"

„Wie heißt er?“

„Seinen Namen weiß ich freilich nicht.“

‚Du weißt nicht wie er heißt?

„Ich weiß nur, daß er der Wundarzt der armen Leute heißt, weiter Nichts.“

„Nun, so fahre zu, so rasch Du kannst!“

Der Kutscher sprang auf seinen Bock, und machte es seinen Mähren durch einige kräftige Peitschenhiebe begreiflich, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Fiakerfuhre handle, sondern daß Eile Noth thue; auch liefen sie, als ob sie eben nicht Fiakerpferde wären.

Kaum eine Viertelstunde darauf hielt der Wagen schon in einem engen, dunklen Gäßchen, das Christian gänzlich unbekannt war, vor einer kleinen ärmlichen Hausthüre.

Der Kutscher sprang herab und klingelte, oder zog vielmehr die Klingel neben der kleinen Hausthür so gewaltig, daß sie abriß.

Dann half er Christian wieder, Ingénue aus dem Wagen heben.

„Da wären wir!“ rief er; „hier kommt Ihre Schwester in gute Hände, verlassen Sie sich darauf.“

„Wohin soll ich nun gehen?“

„In den zweiten Stock hinauf — Da! hören Sie? die Thüre wird schon aufgeschlossen. Und auch von oben höre ich Leute.“

In der That war kaum die Hausflur geöffnet, als man auch zwischen den Eisenstäben des Treppengeländers ein Licht schimmern sah.

Zugleich ließ sich eine scharfe, keifende Stimme vernehmen:

„Was giebt es denn da unten? Wer reißt denn so an der Klingel?“

„Ich bringe einen Kranken,“ rief der Kutscher hinauf.

„Gehen Sie nur immer hinauf, mein lieber junger Herr,“ fuhr er zu Christian gewendet fort; „es ist die Haushälterin des bewußten Wundarztes. Wünschen Sie, daß ich Ihnen die arme Dame tragen helfe?“

„Ich danke, Freund, ich danke,“ sprach Christian, Ingénue wie ein Kind auf seine Arme nehmend und mit ihr die Stufen hinaneilend.

„Ja, ja, ich sehe schon, daß Sie stark genug sind, und die junge Dame scheint mir leicht wie eine Feder zu sein. Aber, mein Gott! was für Blut, was für Blut! — Auf alle Fälle werde ich hier warten, wenn Sie mich noch brauchen sollten,“ rief er ihm nach.

Christian stieg langsam die Treppe hinan, nicht daß Ingénue ihm schwer geworden wäre, sondern weil er bemerkte, daß bei jedem Schritte, den er that, Ingénues Wunde neue Blutströme entquollen.

Im Augenblick, als er über den ersten Treppenabsatz ging, öffneten sich da und dort Thüren und einige alte Weiber, mit Lampen und Lichtern in der Hand, steckten neugierig die Köpfe hervor; als sie aber den jungen, ganz mit Blut bedeckten Mann und das ohnmächtige Mädchen auf seinen Armen sahen, stießen sie ein Schreckensgeschrei aus und verschwanden eben so schnell.

Alle Thüren verschlossen sich wieder.

Nur das Licht aus dem oberen Stockwerk warf

noch seinen bleichen zitternden Schein herab, der eben hinreichte, um Christian zu zeigen, wo er auf diesen schmalen, schmutzigen, ausgetretenen Stufen seinen Fuß hinsetzen konnte.

Im ganzen Hause herrschte ein übler, ungesunder Modergeruch.

Die Atmosphäre war feucht und kalt.

Von den schlechten, größtentheils ihres Anwurfs entblößten Wänden rieselte hier und da das Wasser herab.

Endlich erreichte Christian den zweiten Stock und stand nun vor der Frau, die ihm geleuchtet hatte, eine Erscheinung, die mit dem übrigen Ansehen des Hauses im vollkommensten Einklang stand: eine Art von Knochengerippe mit einem schmierigen Tuche um den Kopf.

Es war der ächte Typus einer jener Haushälterinnen, wie man deren nur in Paris, dieser Stadt des höchsten Luxus und des größten Elendes, findet.

Sich von einer solchen Creatur bedienen lassen, das heißt, mehr für deren, als für sein eigenes Wohl Sorge tragen.

Aber Christian war weder in der Lage noch in der Stimmung physiologische Studien zu machen. Kaum warf er einen Blick auf die häßliche Duenna, die ihm eine Thür öffnete, trat rasch ein und sah sich nach einem Orte um, wo er seine Bürde niederlegen konnte.

Kein Kanapee, kein Teppich; nur ein Bette stand an der hintersten Wand des ärmlichen Zimmers.

Christian eilte darauf zu.

„Nicht dahin! das ist ja des Herren Bett!“ schrie das Weib. „Na, das fehlte nur noch!“

Christian blieb stehen.

„Aber wo soll ich denn diese arme Leidende hinlegen?“ frug er.

„Wohin Sie wollen, aber nur nicht auf dies Bett!“ keifte das Weib.

„Warum nicht?“

„Eben weil es des Herren Bett ist, und ganz voller Blutflecken werden würde.“

Christian blickte auf das Bett und eine Anwandlung von Ekel ergirff ihn. In der That erschien ihm dies Bett nicht würdig, das kostbare, jungfräuliche Blut zu trinken, dessen Flecken die häßliche Hexe fürchtete.

Er zog mit dem Fuße eine Art von Fauteuil von Stroh an sich, rückte einen zweiten Strohsessel daran, und ließ die immer noch besinnungslose Ingénue auf dies elende improvisirte Lager nieder.

Die Alte brömmelte zwar noch immer, ließ den jungen Mann indeß gewähren.

Jetzt erst hob Christian den Kopf, um einen Blick auf seine Umgebung zu werfen.

‚Der Wundarzt ist also nicht gegenwärtig?“ frug er.

Die Alte hielt immer noch das Licht in der Hand, so daß es ihr Gesicht hell beschien.

„Ei sieh da! Herr Christian!“ rief sie überrascht aus.

„Sie kennen mich?“ frug dieser, eben so überrascht.

„Das will ich meinen,“ erwiderte die Haushälterin, „und muß sogar sagen, ich finde es gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich nicht wieder erkennen, Herr Christian, nachdem ich Sie so lange und so treulich gepflegt habe.“

Christian blickte sie nun aufmerksamer an.

„Albertine!“ rief er.

„Nun freilich, Albertine.“

„So befinde ich mich also hier bei Herrn Marat?“

„Versteht sich.“

„Wie! hat denn Herr Marat die Ställe des Grafen von Artois verlassen?“

„Ja wohl; mein Herr hat selbst seine Entlassung gefordert.“

„Warum?“

„Je nun, er will nicht länger ein Diener der Tyrannen sein.“

Christian kämpfte bei diesen Worten einen Augenblick mit sich, ob er Ingénue nicht lieber gleich wieder fortbringen solle.

Aber wohin?

Zudem erinnerte er sich auch im selben Moment, welche Sorgfalt ihm Marat gewidmet, mit welcher Geschicklichkeit er ihn damals behandelt hatte, als man ihn in einem ähnlichen Zustande in seine Wohnung geschafft, in welchem sich jetzt Ingénue befand. In Hinsicht auf ärztliche Behandlung konnte sie allerdings kaum besseren Händen anvertraut werden.

„Also ich befinde mich hier bei Herrn Marat, dem ich so großen Dank schuldig bin?“ sprach der junge Mann. „Aber wo ist er denn?“

„Ja, weiß ich es?“ entgegnete Albertine; „der Herr hat seine eigenen Geschäfte, und sagt mir niemals wo er hingeht.“

„Ach! meine gute Madame Albertine!“ rief Christian, „gehen Sie, eilen Sie, und holen Sie ihn so

schnell wie möglich herzu! Sie sehen ja, daß das arme Kind dem Tode nahe ist!"

„Schnell, schnell! das ist leicht gesagt," versetzte die Haushälterin, einen flüchtigen Blick des Hasses und Neides auf dies engelsschöne Antlitz werfend, wie ihn oft das häßliche Alter gegen Jugend und Schönheit hegt. „Wo soll ich ihn finden? Ich sage Ihnen ja, daß ich gar nicht weiß, wohin der Herr gegangen ist."

„Sie wissen aber doch vielleicht, wo er am öftersten hinzugehen pflegt; ich bitte, ich beschwöre Sie, suchen Sie ihn auf!"

Albertine schien unschlüssig ob sie gehen solle, oder nicht, sei es auch nur um Christian glauben zu lassen, sie suche Marat auf, als plötzlich ein leiser Seufzer durch das Zimmer hallte.

Christian beantwortete ihn mit einem Freudenschrei: Ingénue war eben wieder zum Bewußtsein erwacht.

Er sank neben den Strohstühlen auf die Knie nieder, und Albertine beugte sich neugierig über die Verwundete.

Ingénue schlug mühsam die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf Christian.

Als sie den jungen Mann an ihrer Seite erkannte, flog für einen Augenblick eine leichte Röthe über ihre Wangen, und ihre Augen erglänzten freudig.

Christian blieb auf den Knieen liegen und harrte ängstlich darauf, daß sie ein Wort sprechen würde.

Endlich öffneten sich ihre Lippen, und kaum hörbar frug sie:

„Wo bin ich?"

„Bei einem sehr geschickten Wundarzte, theure

Freundin," sagte Christian, „demselben, der mir das Leben gerettet hat, und der auch Sie retten, der Sie bald herstellen wird."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Ja, mich retten!" seufzte sie.

Und als wollte sie sich überzeugen, daß nicht etwa Auger in ihrer Nähe sei, ließ sie die Blicke rings umher schweifen.

Plötzlich blieben sie weit geöffnet und mit dem Ausdrucke des furchtbarsten Entsetzens an einer Stelle des Zimmers haften, als ob er dort im Winkel auf sie laure.

Christian folgte der Richtung ihrer Blicke und gewahrte einen schlechten vergoldeten Holzrahmen, aus dem ihm ein Portrait von zugleich finsterm und spöttischem Ausdruck lebendig entgegen trat.

Es war von mehr dunkler als brillanter Färbung, sehr flüchtig, aber mit ungemeiner Keckheit und Bravour gemalt.

Es schien gleichsam in Anwesenheit des Originals das Haus zu bewachen.

Nach einer Minute stummen Hinstarrens stieß Ingénue einen Schrei des Entsetzens aus.

Dann hob sie den Arm, zeigte auf das Portrait und frug mit vor Furcht erstickter Stimme:

„Wer ist jener Mann?"

„Nun, das ist ja mein Herr," antwortete die Haushälterin, „Herr Marat, und zum Sprechen getroffen; es ist von Herrn David gemalt, einem guten Freunde des Herrn Marat."

„Dieser Mann — dieser Mann — !“

Sie hatte sich mit höchster Anstrengung halb von dem Lager, das ihr Christian bereitet, emporgerichtet.

Sie wollte sprechen, aber sie brachte Nichts als diese beiden Worte hervor.

Christian blickte sie besorgt und fragend an.

„Das — der Wundarzt?“ frug sie endlich.

„Nun ja, das ist der Wundarzt, theure Freundin,“ sagte Christian; „und was ist da weiter dabei?“

„Dieser Mann sollte mich verbinden? Nie, niemals!“ schrie sie auf.

„Beruhigen Sie sich, liebe Ingénue; ich bürge Ihnen dafür, daß er ein außerordentlich geschickter Mann ist.“

„Dieses Ungeheuer sollte in meine Nähe kommen, mich gar berühren dürfen?“

Und sich das Gesicht verhüllend wiederholte sie schaudernd und mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheues:

„Niemals, niemals!“

Christian fing an zu befürchten, daß sie im Fieberanfall spreche.

„Was kann sie nur damit sagen wollen?“ frug er in seiner Angst die Haushälterin.

„Je nun, mein Herr ist freilich keine Schönheit,“ erwiderte Albertine mit grinsendem Lächeln, „allein er ist auch kein Ungeheuer, und der junge Herr wird Ihnen am besten sagen können, ob er sich als solches gegen ihn bezeigt hat.“

„Um Gotteswillen!“ rief Ingénue, und ein Fieberschauer fuhr durch ihren ganzen Körper; „bringen Sie

mich fort von hier, Christian, bringen Sie mich so schleunig wie möglich fort!"

„Ja, ja, es ist ein Fieberparoxismus," sagte die Alte; „wir kennen das schon; man muß gar nicht darauf achten, was sie sagt."

„Theure Ingénue!" flüsterte Christian der Geliebten leise zu, „mäßigen Sie sich, fassen Sie sich; Sie sind jetzt vom Fieber aufgeregt."

„Nein, nein, nein!" rief Ingénue.

„Aber Sie kennen ja Herrn Marat gar nicht!"

„Doch, doch, ich kenne ihn, und meine Freundin Charlotte Corday auch!"

„Charlotte Corday?" wiederholten Christian und Albertine zu gleicher Zeit und fragend.

„Ich will nicht, daß er mich berühre, daß er nur in meine Nähe komme!" fuhr Ingénue immer aufgeregter fort; „ich will es nicht!"

„Aber Ingénue —"

„Bringen Sie mich fort, Christian; ich beschwöre Sie um Alles in der Welt, bringen Sie mich fort von hier!"

„Aber es kann Ihr Tod sein, liebe Ingénue!"

„Lieber den Tod, als diesen Menschen!"

„Ingénue, theuerste Freundin!" flehete Christian, „so sammeln Sie doch Ihre Sinne; kommen Sie nur zu sich!"

„Ich bin nicht von Sinnen," rief Ingénue, sich mit höchster Anstrengung vollends aufrichtend, „ich bin bei so klarem Verstande, daß wenn dieser Mensch mir zu nahen wagte —"

„Meine Freundin —“

„Aha! man kommt — Es ist der Herr,“ rief jetzt Albertine.

Mit einer Kraft, deren man sie nach solchem Blutverlust nicht für fähig gehalten hätte, sprang Ingénue plötzlich empor und stürzte auf das Fenster zu.

„Christian!“ schrie sie außer sich, „wenn dieser Mensch in meine Nähe kommt, so schwöre ich Ihnen bei Gott und meiner Ehre, daß ich mich augenblicklich aus diesem Fenster stürze!“

„Mein Gott!“

„Bringen Sie mich fort von hier, sage ich Ihnen! Sehen Sie denn nicht, daß mich die Angst umbringt?“

Sie hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als die Thüre geöffnet ward, und Marat auf der Schwelle erschien.

Er hielt einen Wachsstock in der einen Hand, und unter dem Arme ein dickes Bündel Schriften; sein Blick war lauernd und blitzend zugleich; sein Gang, die Bewegungen seines mißgestalteten Körpers hatten Aehnlichkeit mit denen einer Spinne.

Als Ingénue den Mann aus der Straße Serpente nicht nur im Bilde, sondern auch in Wirklichkeit vor sich sah, stieß sie einen gellenden Angstschrei aus, und ward von neuem ohnmächtig.

Christian hatte eben nur noch Zeit schnell hinzuzuspringen und sie in seinen Armen aufzufangen; er hob sie empor und eilte aus dem Zimmer, der Treppe zu.

Vergebens frug ihn der erstaunte Marat nach der Ursache dieser plötzlichen Flucht, vergebens erschöpfte er,

da er ihn erkannt hatte, noch vom Treppenflur aus die dringendsten Vorstellungen und Bitten, um ihn zurückzuhalten.

Christian beschleunigte seine Schritte nur um so mehr; es war, als ob auch ihn Ingénues Entsetzen angesteckt habe, als ob diese Stimme ihn nur zu um so schnellerer Flucht antreibe.

Erst als er wieder bei dem Fiaker angelangt war, machte er Halt, und stieg mit der ohnmächtigen Ingénue wieder ein.

„Und wo fahren wir jetzt hin, mein junger Herr?" frug der Kutscher.

„Wohin Du willst!" antwortete Christian.

„Wie so, wohin ich will?"

„Nun ja, nur rasch, rasch, vorwärts!"

„Aber ich muß denn doch wissen —"

„Meinethalben fahre mich ans Ende der Welt! Nur fort, fort von hier!"

Ganz verwundert schwang sich der Kutscher wieder auf seinen Sitz und hieb auf die Pferde los.

Marat war Christian nachgeeilt bis zum ersten Stock, hatte ein Fenster aufgerissen, und schrie hinab:

„Christian! Christian!"

Trotz seiner Aufgeregtheit und Bestürzung hörte ihn der junge Mann und frug sich, woher diese Vertraulichkeit komme, und warum er ihn schlechtweg Christian, nicht Graf Obinski nannte, da Marat ja doch seinen wirklichen Stand kannte.

Aber ohne zu wissen warum, flößte ihm diese Stimme doch Grausen und Schrecken ein.

„So fahre doch zu!“ schrie er dem Kutscher zu, der unschlüssig war, welchen Weg er einschlagen sollte; „in Teufels Namen fahr zu!“

Plötzlich schoß es ihm wie ein Blitzstrahl durch den Kopf.

„Nach dem Louvre!“ rief er; „nach dem Louvre!“

Während dem hatte Marat das Fenster mürrisch wieder zugemacht und war in seine Stube zurückgekehrt.

„Wer war denn diese verrückte Zierpuppe,“ frug er Albertine, „die mir Christian da hergeschleppt hatte?“

„Ich kenne sie gar nicht,“ antwortete die Haushälterin; „ich weiß nur, daß Sie, als sie Ihr Portrait erblickte, wie wahnsinnig schrie, Sie wären ein Ungeheuer!“

„Aha!“ rief Marat mit bitterem Lachen; „wenn mein Freund David hier wäre, so würde ihn das sehr glücklich machen, denn das beweist, wie trefflich ihm sein Kunstwerk gelungen ist.“

Dann ward er wieder finster wie vorher.

„Also,“ frug der Armenwundarzt, „Du weißt den Namen dieses jungen Mädchens nicht?“

„Nein.“

„Und hat es nicht irgend einen anderen Namen genannt, der uns einigen Aufschluß geben könnte?“

„Doch — warten Sie einmal — sie sprach von einer ihrer guten Freundinnen.“

„Und wie hieß die gute Freundin?“

„Charlotte Corday.“

„Charlotte Corday?" wiederholte Marat sinnend. „Ein mir ganz unbekannter Name."

Dann warf er noch einen Seitenblick auf sein Portrait.

„Also ich bin ein Ungeheuer!" brummte er und schloß sich in sein Arbeitskabinet ein.

VII.

Der Glücksschlüssel.

Eine rasche Fahrt brachte Christian bald ins Louvre.

Niemand schlief noch in diesem weitläufigen Gebäude, das zu jener Zeit vom Hofe zuweilen noch als eine Art Absteigequartier benutzt wurde, und dessen zahlreiche Gemächer damals größtentheils der Dienerschaft und den Offizieren der Garnison überlassen worden waren.

Auch Christian hatte da eine eigene Dienstwohnung, und Viele seiner Freunde.

Er schlüpfte mit seiner schönen Bürde eine Seitentreppe hinan und legte sie in einem reich meublirten Zimmer sanft auf ein Sopha nieder.

Er bereitete der Kranken, die über brennenden Durst klagte, selbst einen kühlenden Trank, wusch ihr das Blut von der Wunde, dann küßte er das geliebte Schlachtopfer auf die bleiche Stirn, und setzte sich neben ihr Lager. Das Herz klopfte ihm stürmisch; er frug sich,

ob ihn nicht irgend ein schreckhafter Traum äffe, und ob, trotz so vieler Unglücksfälle, das Erwachen nicht noch furchtbarer sein würde, irgend Etwas, das ihn vielleicht für immer von dem angebeteten Wesen trennen könne.

Allein nur zu bald überzeugte er sich von der Wirklichkeit, und fand, daß seine Lage allerdings eine sehr schwierige sei: er hatte das Weib eines Anderen entführt; wie nun, wenn seine Mutter sich weigerte, Ingénue bei sich aufzunehmen, wenn Rétif Nachforschungen anstellte, wenn Auger ihn gerichtlich verfolgen sollte!

Was sollte er thun?

Ein bestimmter Entschluß mußte binnen hier und wenigen Stunden gefaßt werden.

Diese wenigen Stunden konnten vielleicht über das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens entscheiden.

Der Schlummer, dieser köstlichste Balsam aller Leidenden, hatte sich auf Ingénue's Augenlider herabgesenkt; ihre Brust hob sich sanfter und sanfter; das nervöse Zucken der Muskeln verrieth sich nur noch dann und wann an einem leisen Zittern ihrer zarten Händchen.

Christian konnte es nicht länger im Zimmer aushalten; er fühlte sich dem Ersticken nahe. Er ging in den Hof hinab, um freier aufzuathmen und in der frischen Luft und im Angesichte des Sternenhimmels Gott zu suchen, der sich seinen Blicken verborgen zu haben schien.

Er war nicht zehn Schritte in dem weitläufigen Raume gegangen, als er von einem der großen Thore her ein Geräusch vernahm.

Fackeln, Piqueurs, schnaubende Rosse, Rädergerassel.

Die Thorflügel gingen knarrend auf, man hört das Salutiren der Wachen, und ein Wagen rollt donnernd über das Pflaster des großen Hofes.

Ohne den voraussprengenden Piqueur, dessen Stiefel Christian fast das Gesicht streifte, würde die mit sechs Rappen bespannte Carosse ihn zermalmt haben, so betäubt, so ganz in Nachsinnen verloren war er.

Indessen ward das Fenster der Carosse herabgelassen, und ein junges, feines, geistreiches Gesicht erschien beim Scheine der Fackeln.

Christian erkannte den Grafen von Artois.

Plötzlich war es ihm, als ob es licht in ihm würde! Das Chaos verschwand, seine Ideen ordneten sich, die Nebel zerstreuten sich, der Wille Gottes, der jedem Dinge hienieden seine Bestimmung angewiesen, schien sich ihm zu offenbaren, und Besonnenheit und Ueberlegung kehrten wieder in seine Seele zurück.

„Der Prinz!" rief Christian aus; „der Prinz in Paris! O, Du mein gütiger Gott, ich danke Dir!"

An die Stelle der betäubenden Erschlaffung war mit einem Male Leben und Entschlossenheit getreten, und er lief dem Wagen nach, so schnell er konnte.

Der Prinz war in der That in Folge eines Couriers, den ihm Herr von Bezenval nach Versailles expedirt hatte, in aller Eile unmittelbar von einer Jagdpartie nach Paris gekommen.

Die Königin stellte sich, als betrachte sie diese ganze Plünderung nur wie einen Scherz; aber der Graf von Artois, der einen schärferen Blick in die Lage der Dinge gethan, hatte sogleich frische Pferde befohlen, um, seinem Systeme getreu, selbst zu sehen, wie weit die

guten Pariser diesen etwas groben Scherz wohl treiben würden.

Christian langte zugleich mit dem prinzlichen Wagen an der großen Treppe an, so daß er den Grafen von Artois sogleich beim Aussteigen begrüßte und dessen Fragen nach den jüngsten Vorgängen selbst hörte.

„Monseigneur," sprach er, noch ganz bleich und aufgeregt, „Niemand ist besser im Stande, Ew. Königlichen Hoheit Nachrichten zu geben. Ich komme selbst so eben aus dem Faubourg Saint-Antoine, wie Sie leicht an diesen zerrissenen und beschmutzten Kleidern und an diesem Blute sehen können."

„Blut!" rief der Prinz etwas erschrocken; „so schlägt man sich wirklich?"

„Monseigneur, man plündert und mordet im Faubourg Saint-Antoine."

„Schnell, schnell, erzähle es mir sogleich!" rief der Prinz, nachdem er einige hastige Befehle gegeben hatte, seinen Zimmern zueilend.

Christian folgte Seiner Hoheit und erzählte nun Alles, was er gesehen und erlebt hatte.

Ein schmerzlicher Bericht für den armen jungen Mann.

„Das sind wieder neue Feinde, die sich gegen uns erheben," sagte der Prinz, „und ohne Nutzen! Aber sagen Sie, ist es ein ernstlicher Aufstand, oder ein vereinzelter Handstreich?"

In diesem Augenblicke trat Herr von Bezenval bei Seiner Hoheit ein, er kam direkt vom Schauplatz des Tumultes und war so eben vom Pferde gesprungen.

„Ew. Königliche Hoheit," sprach er, „werden im

nächsten Augenblicke die Kanonen hören. Die Menschenmenge ist ungeheuer angewachsen; im Ganzen hat das aber nicht sonderlich viel zu sagen, denn auf tausend Streiter kommen mindestens zwanzig tausend Neugierige."

„Aber kämpft man denn ernstlich?"

„Je nun, Monseigneur, man macht die Mordbrenner nieder, und allerdings ganz ernstlich; man wirft sie aus den Fenstern, man röstet sie im Feuer, man hängt sie an den Thüren auf und man schmettert sie mit Kartätschen nieder. Es wird bald vorbei sein."

„Aber wann, wann?"

„Wenn Niemand mehr übrig sein wird," antwortete Herr von Bezenval phlegmatisch.

Der Prinz erbebte vor Mitleid.

„Ich danke, Herr Baron, ich danke," sprach er kurz, „gehen Sie und ruhen Sie sich aus."

Der Offizier zog sich zurück.

„Wenn ich bedenke," sprach der junge Prinz leise vor sich hin, „daß vielleicht mehrere Millionen Franzosen auf diese Weise getödtet werden müßten, bevor wir keinen Feind mehr in Frankreich hätten. — Schrecklich! Schrecklich!"

Und er versank einige Minuten lang in düsteres Schweigen.

Dann blickte er auf und gewahrte Christian wieder, den er ganz vergessen hatte und den die Ungeduld zu verzehren schien.

„Mein Himmel, wie bleich Sie sind, Graf Obinski!" sagte der Prinz; „wie bewegt Sie sind!"

„Ach, Monseigneur! ich wollte lieber, ich wäre todt!"

„Du, mein armer Christian?"

„Wollen Ew. Königliche Hoheit mir einige Minuten Gehör schenken?"

„Rede, rede!"

„Nun denn, Monseigneur! Ingénue ist vielleicht in diesem Augenblicke schon todt!"

„Um Gott! was ist ihr widerfahren? Schnell, erzählen Sie!"

Christian theilte dem Prinzen das furchtbare Drama, dessen Zeuge und Betheiligter er gewesen war, mit aller Lebendigkeit der Jugend und der Leidenschaft mit.

Mehrmals unterbrach ihn der Graf von Artois durch Aeußerungen der Theilnahme und Besorgniß.

„Und nun, sagen Sie, Monseigneur," rief Christian, als er geendet, „bin ich unglücklich genug? Wenn sie stirbt, so werde ich es nicht überleben! und wenn sie am Leben bleibt, werde ich sie wieder an ihren Vater, an jenen elenden Menschen, ihren Mann, ausliefern müssen! Ach, Monseigneur! giebt es denn durchaus kein Mittel, um diese schändliche Ehe zu lösen? Ich flehe Sie um Ihren Beistand an!"

Der Prinz verweilte einige Zeit nachdenkend; dann stand er rasch auf, und öffnete ein kleines Köfferchen von Boule, das der Kammerdiener aus dem Wagen gebracht und neben ihm niedersetzte.

Er nahm einen ciselirten, vergoldeten Schlüssel heraus, und überreichte Christian denselben.

„Was soll ich damit?" frug der junge Mann.

„Jetzt merke wohl auf, mein Freund," antwortete der Graf von Artois, „und verliere kein Wort und keine Minute Zeit. Dieser Schlüssel ist der zu Deinem

künftigen Glücke; er wird Dir ein verborgenes Asyl eröffnen, wo Du Deine kostbare Beute in größter Sicherheit unterbringen kannst. Während die schöne Ingénue dort ungestört verweilen wird, haben wir Muße, über weitere Hilfsmittel nachzudenken."

VIII.

Schwiegervater und Schwiegersohn.

Der Leser, dessen Blick einen ganzen Horizont auf einmal überschauen kann, während der Erzähler genöthigt ist, den Hauptpersonen dieser Odyssee durch allen ihren Schlangenwindungen zu folgen, wird vielleicht schon gefragt haben, was denn nun im Laufe dieses fürchterlichen Tages aus unserem armen Rétif de la Bretonne geworden sei?

Wir kommen so eben darauf, lieber Leser, und während der zärtliche Christian im Besitze des Schlüssels, den der Graf von Artois den Schlüssel zu seinem künftigen Glück genannt hat, die sterbende Ingénue in eines jener verborgenen Häuser bringt, die der Prinz zu seiner Verfügung gestellt hat, kehren wir eilenden Schrittes zu dem Schauplatze der Gräuelscenen zurück und hoffen ganz natürlich, dem würdigen Romanschreiber unterwegs zu begegnen.

Während jener fürchterlichen Verwüstung, welche Alles im Faubourg Saint-Antoine drunter und drüber stürzte, ganz Paris in Bewegung setzte, und sogar in Versailles Schrecken erregte, hatte es Rétif de la Bretonne gemacht, wie gewöhnlich alle Schiffbrüchigen im Augenblicke, wo der Capitain der Mannschaft und den Passagieren ankündigt, daß das Schiff nächstens versinken werde; er hatte es versucht, seine Gedanken zu sammeln und zu retten, was ihm das Liebste und Kostbarste war.

Zunächst natürlich sein eigenes Leben. Wie wir bereits wissen, hielt er ungemein darauf; für ihn, dem Philosophen, war es ja der Urquell alles Glückes, und da er in Bezug auf das Leben in einer anderen Welt ein klein wenig Skeptiker war, so wünschte er auch, so lange als irgend möglich im Genusse des jetzigen zu verbleiben.

Man wird es daher nicht mehr wie billig finden, daß Vater Rétif zunächst auf die Rettung seines Lebens bedacht war.

Sobald er in dieser Beziehung das Nöthige gethan, warf er die Blicke rings um sich her und frug sich, was ihm wohl nächst seinem Leben das Liebste auf dieser Welt sei, um es auch in Sicherheit zu bringen.

Das Erste, was sich seinem Geiste aufdrang, war nun Ingénue, seine Tochter, sein Herzblatt, seine vielgeliebte Ingénue.

Aber sie war ja abwesend, er wußte ja, warum sie abwesend, in wessen Gesellschaft sie war, und demgemäß, daß sie in sicherer Obhut sei; von dieser Seite also konnte er ganz ohne Sorge sein.

Hierauf dachte er an seine anderen, an seine theuersten Kinder nach Ingénue, das heißt, an seine Manuscripte; er bedachte, daß das Beispiel, welches ihm Camoëns und mehrere andere große Dichter, zu denen er sich rechnete, gegeben hatten, ihm kein verlorenes sein dürfe.

Rétif war im ersten Augenblicke der Gefahr die Treppe hinabgeeilt, so schnell und leicht, wie seit Jahren nicht, um die Größe der Gefahr von unten aus zu ermessen; und da er sich bei dieser Gelegenheit überzeugt hatte, daß die Treppe noch unversehrt und sicher war, so wagte er sich wieder in seinen dritten Stock hinauf, raffte eiligst eine Menge Papiere zusammen, die ein Anderer, ihrem Aussehen nach, vielleicht in Gottes Namen hätte verbrennen lassen, und welche die Flamme zuverlässig eben so wenig respectirt haben würde, wie weiland die Gewässer des indischen Meeres das Manuscript der Lusiade respectirten.

Er machte ein großes Bündel aus diesen Papieren und schob dies unter seinen Arm; hierauf stopfte er sich eine Menge Schächtelchen voll assortirter Lettern in seine weiten Rocktaschen, daß diese sich bauschten und aufquollen, wie ein Segel im vollen Winde.

Als er sich hierauf überzeugt hatte, daß Nichts mehr zurück blieb, was der Mühe werth war, sein eigenes Leben deshalb noch länger in Gefahr zu setzen, und daß er, wie ehemals Bias, all' seine kostbare Habe bei sich trage, eilte er wieder die Treppe hinab, erreichte glücklich den Garten, schlüpfte durch die hintere Thüre und lief nun wie ein Spitzbube, dem die Häscher auf den Fersen sitzen, denn man fing bereits an, das Haus Réveillons zu plündern, und er befürchtete, ebenfalls für

einen der Plünderer gehalten und aufgegriffen zu werden.

Alle Gefühle des ehrlichen Romanschreibers empörten sich bei dem bloßen Gedanken, daß man wohl gar auch ihn in einem so abscheulichen Verdachte haben könne. Er, ein Plünderer und Dieb!

Er lief also, so weit ihn seine Füße trugen, und so lange, als sein Athem ausreichte.

Endlich glaubte er sich weit genug von dem Orte der Zerstörung entfernt; sein Herz fing an, etwas ruhiger zu schlagen, denn er wußte nicht nur seine Correctur- und Aushängebogen, sondern auch eine hinreichende Anzahl von Lettern geborgen, um allenfalls seine Arbeiten fortsetzen zu können; er setzte sich also auf einen Eckstein, um zu verschnaufen, und widmete nun dem Effecte der Feuersbrunst und dem Bilde der Volkswuth einen künstlerisch beobachtenden Blick, wie es ungefähr ein Maler gethan haben würde.

Da hörte er plötzlich die ersten Schüsse knallen; die französischen Garden rückten heran; mit Entsetzen erinnerte er sich jener Füsillade der Place Dauphine und des Pont Neuf.

Was sollte der arme Mann anfangen?

Nichts, als das Weitere abwarten.

Was würde seine Tochter denken, wenn sie heimkehrte, dafern sie überhaupt heimkehren sollte?

Ihren Vater aufsuchen.

Aber wo?

Der Hase kehrt in der Regel in sein altes Lager zurück. In gewisser Beziehung besaß Vater Rétif eine Art von Hasennatur, und beschloß daher, seine Tochter

im alten Lager aufzusuchen, oder vielmehr, sie da zu erwarten.

Ganz natürlich fiel ihm daher sein früheres kleines Quartier in der Bernhardinerstraße ein.

Wenn gleich Rétif sich schon sehr an den Luxus des Réveillon'schen Hauses gewöhnt, hatte er doch die in jener ärmlichen Wohnung erlebten Freuden und Leiden noch nicht vergessen.

Fast maschinenartig, und ohne es eigentlich zu wissen, schlug er also den Weg dorthin ein, als ob er niemals einen anderen Aufenthalt gekannt hätte.

Die Dunkelheit war noch nicht ganz hereingebrochen, als er in der Bernhardinerstraße anlangte und an seine alte Hausthüre klopfte. In Ermangelung eines Hausmeisters — die ehrenwerthe Classe der bürgerlichen Gesellschaft war zu jener Zeit noch nicht so allgemein verbreitet, — kam einer der Miethsleute auf die Hammerschläge heraus und öffnete die Thüre; der Wirth, der im ersten Stock wohnte und bei dem Rétif im Vorbeigehen einsprach, hörte nicht nur mit Neugierde, sondern mit lebhaftem Interesse des Romanschreibers Bericht über die Tagesereignisse mit an, und da Rétifs frühere Wohnung zufällig noch unvermiethet war, der Dichter stets — oder doch so regelmäßig, als es seine eingehenden Gelder verstatteten, — seinen Miethzins bezahlt hatte, und ohne einen Sous Schulden zu hinterlassen, ausgezogen war, so kam der Hausbesitzer seinen Wünschen entgegen und bot Rétif selbst seine frühere Wohnung an, was dieser mit Freuden annahm.

Ja, mehr noch, da die kleine Wohnung gänzlich von allen Meubeln entblößt war, ging der Besitzer in

seiner Gefälligkeit sogar so weit, Rétif zwei seiner eigenen Stühle anzubieten, einen für sich, einen für die liebe Ingénue, bis irgend ein großmüthiger Buchhändler ihm die Mittel verschafft haben würde, sein Meublement zu vervollständigen.

Rétif kletterte also wieder in seinen vierten Stock hinan, in der einen Hand ein Licht, in der anderen einen Stuhl, von dem Hauswirth gefolgt, der den zweiten Stuhl trug.

In der Wohnung angelangt, machte der Hauswirth seinen alten, jetzt wieder neuen Miethsbewohner aufmerksam, daß er dessen Abwesenheit benutzt habe, um die Zimmerchen wieder mit neuen Papiertapeten bekleben zu lassen, was übrigens, so lange Rétif da gewohnt hatte, trotz dessen dringenden Vorstellungen, daß die alten Tapeten in Fetzen von den Wänden hingen, nicht geschehen war.

Es war eine jener abscheulichen grauen Tapeten, wie sie die Pariser Hauswirthe so häufig in den dritten und vierten Stockwerken ihrer Wohlfeilheit halber in Anwendung bringen.

Rétif erschöpfte sich in Lobpreisung über die schönen Tapeten, denn er wünschte sehr, daß der Wirth ihm, außer den beiden Stühlen, auch noch mit einem Tische aus der Noth helfen sollte, da sein eigener Geldvorrath höchstens zur Anschaffung einer kleinen Handpresse und eines Bettes, dieser beiden unentbehrlichsten Meubelstücke, ausreichte.

Wir müssen dem Wirthe Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß er Rétif sofort auf das erste Wort darüber bat, wieder zu ihm herabzukommen

und sich selbst einen Tisch auszusuchen, wie er ihn gebrauchen könne.

Rétif war natürlich sogleich dazu bereitwillig und wählte sich einen, zwar nur einfachen, aber mit zwei mächtigen Schubfächern versehenen Tisch, worauf ihm wiederum der gefällige Wirth behilflich war, denselben hinaufschaffen zu helfen.

Worauf der Wirth sich mit erneutem Erbieten zu jeder möglichen Gefälligkeit und Dienstleistung empfahl.

Rétif begleitete ihn zur Thüre hinaus, grüßte und dankte nochmals, wartete bis der Wirth eine Treppe hinab war, eilte dann in seine Wohnung zurück, schloß hinter sich zu, zog die beiden Tischkasten auf, und leerte den ganzen Inhalt seiner Taschen in dieselben aus.

Erheitert durch den Gedanken, daß er sich nun bald wie ehedem seiner Arbeit würde widmen können, und mit dem Vorsatze, dieß mit verdoppeltem Fleiße zu thun, ging Vater Rétif, seine Tochter erwartend, einige Stunden im Zimmer auf und ab; er kannte Ingénue zu genau, um es nur im Mindesten zu bezweifeln, daß sie nicht auf denselben Einfall wie er kommen, und ihn hier in ihrer alten Wohnung aufsuchen würde.

Indeß, eine Stunde nach der anderen verstrich, und noch immer war Nichts von Ingénue zu gewahren.

Wir kennen aber Rétif bereits als einen Mann von lebhafter Einbildungskraft, und so ersann er sich tausenderlei Entschuldigungsgründe für ihr langes Außenbleiben: der Schmerz der Réveillon'schen Familie, der Ingénue's zartfühlendes Herz gewiß hatte Trost und Hilfe bringen wollen; die verlassene Lage, in der sich ihre Jugendfreundinnen befinden mochten; der Tumult

auf den Straßen; die Entfernung der beiden Stadtviertel, ja, endlich gerieth er sogar auf den Gedanken, daß es die Gefahr sein könne, die sie zurückhalte.

Das Einzige, was ihn einigermaßen tröstete, war, daß er Auger in Réveillons Hause anwesend wußte; trotz ihres gespannten Verhältnisses bezweifelte er doch keineswegs, daß er wenigstens seine Frau vor Gefahr schützen und sie, sobald die Umstände es irgend erlaubten, gesund und wohlbehalten zu ihm bringen würde.

Der gute Vater Rétif hatte, wie gesagt, eine eben so lebhafte Einbildungskraft, als ein kurzes Gedächtniß.

Es schlug neun, es schlug zehn Uhr, ohne daß Rétif noch ernstliche Besorgnisse hegte.

Zudem hatte Rétif, um seine Zeit nicht müssig hinzubringen, immer angefangen, eine Art von Bericht über die Feuersbrunst, den Tumult und die Plünderung niederzuschreiben; da aber die Freiheit der Presse in jener Zeit noch nicht so weit gediehen war, um das Ganze als ein wirkliches, thatsächliches Factum hinzustellen, er auch ein viel zu weiches Gemüth hatte, um das gefährliche Feuer des Volkshasses und der Empörung durch eine allzutreue Schilderung noch mehr zu schüren und das Unglück seines Freundes vielleicht zu vergrößern, so gerieth er auf das sinnreiche Auskunftsmittel, den ganzen Auftritt so darzustellen, als ob er sich in der Provinz auf irgend einem adligen Schlosse zugetragen hätte.

Statt der Vorstadttumultuanten der Handwerkerclasse ließ er Bauern in Holzschuhen auftreten; die Casse verwandelte er in einen Schüttboden, die Werkstätten der Fabrik in Scheuern, und entwarf ein eben so pittoreskes Bild von den einstürzenden Gebäuden und Stallungen,

als ein rührendes von dem Brüllen der Rinder und dem kläglichen Geblök der Schafheerde.

Es versteht sich übrigens, daß Réveillon in einen tyrannischen Landedelmann verwandelt wurde.

Rétif hatte sich so in seine Arbeit vertieft, daß er über die Schilderung der falschen Feuersbrunst und Plünderung die wirkliche, sammt seiner Ingénue, und Réveillon, und Auger, und ganz Paris vergessen, daß er es kaum hörte, wie mehrere Personen die Treppe heraufpolterten.

Erst als seine Thüre gewaltsam aufgerissen ward, da hob er den Kopf und erblickte mit Erstaunen vier Männer, die einen fünften, schwer verwundeten, auf einer Tragbahre hereintrugen.

Dieser Verwundete war niemand anderes, als sein Schwiegersohn.

Auger war fast unkenntlich. Die Haare, das Gesicht, die Hände und Kleider waren verbrannt; bei dem Sturze hatte er sich die Schulter ausgerenkt; er konnte sich nur noch des einen Armes bedienen, und mit diesem hielt er einen Gegenstand an die Brust gedrückt, den Rétif de la Bretonne nicht deutlich erkennen konnte.

Der Verwundete schien ziemlich erstaunt, seinen Schwiegervater hier und so halbwegs eingerichtet zu finden, und konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen.

„Wie, Schwiegervater!“ rief er, „Sie sind hier?“

„Nun ja, freilich bin ich hier,“ sagte der ehrliche Mann; „haben Sie mich denn nicht aufgesucht?“

„Allerdings, allerdings.“

„Ich verstehe. Sie hatten errathen, daß ich wieder in meine alte Wohnung zurückgekehrt sei?“

„Ja, ja, freilich hatte ich das errathen,“ stotterte Auger verlegen.

„Aber,“ fuhr Rétif etwas besorgt fort, über Auger wegsehend, ob nicht irgend Jemand hinter ihm auf der dunklen Treppe zum Vorschein käme, „Sie sind doch wohl nicht allein hier?“

„Ach, ganz recht, Sie erinnern mich daran! Meine Freunde,“ sagte Auger, sich mit höchster Anstrengung auf der Tragbahre emporrichtend, um sich zu einem Stuhle zu schleppen, „ich bitte Euch, helft mir doch ein wenig.“

Die vier Träger halfen Auger auf einen Stuhl, den sein Schwiegervater schnell heranschob; dann gab er ihnen einen Sechsfrancthaler, den er nach langem Suchen aus seiner Tasche hervorzog.

Nachdem die vier Männer ihre Bezahlung erhalten hatten, wünschten sie Auger noch eine baldige Herstellung und gingen davon.

Rétif begleitete sie mit dem Lichte bis zur Treppe, um sich bei dieser Gelegenheit zu überzeugen, ob nicht noch Jemand vor der Thüre sei, dann kehrte er zu Auger zurück. Er trat mit dem Lichte in der Hand vor ihn und blickte ihn ängstlich forschend an. Er getrauete sich kaum, noch einmal zu fragen.

Auger ward immer verlegener.

„Sie haben mir nicht geantwortet,“ hob endlich Rétif an.

„Worauf?“

„Ich frug, ob Sie allein gekommen wären?“

„Nun — wie Sie gesehen, haben mich diese vier wackeren Leute hergetragen.“

„Das meine ich nicht.“

„Ich verstehe nicht —“

„Ingénue?!“

Auger erbleichte.

„Wo — wo ist sie?“

„Ach!“ stöhnte Auger, sein Gesicht abwendend, „fragen Sie mich nicht!“

„Ingénue! wo ist meine Ingénue?“ fuhr Rétif mit steigender Angst fort, denn er liebte sein Kind bis zur Schwärmerei.

„Ich beschwöre Sie nochmals, mich nicht zu befragen, Schwiegervater. Armes, armes Kind!“

„Wo ist sie?“ wiederholte Rétif mit einer Art von Geheul.

„Wir haben sie Beide so innig geliebt!“

„Nun?“

„Ingénue —“

„Sprechen Sie!“

„Ach! wenn Sie wüßten!“

Auger that, als könne er vor Schmerz nicht weiter sprechen.

Rétif fing so an zu zittern, daß er schnell den Leuchter auf den Tisch stellen mußte und auf den zweiten Stuhl niedersank. Er fühlte das Wehen des Unglücks um seine Schläfe, wie die Auguren das Flügelrauschen des unheilverkündenden Vogels hörten.

Auger fuhr fort, kläglich zu stöhnen und zu seufzen.

Aber mit jener spartanischen Festigkeit, welche alle Die, die ihre Geistes- und Seelenkräfte geübt haben, stets beim Herannahen eines großen Unglücks aus sich

selbst zu schöpfen pflegen, erhob sich Vater Rétif eben so schnell wieder und sprach:

„Ich will Alles wissen; reden Sie!"

„Was wollen Sie denn, daß ich Ihnen sage?" frug Auger seufzend.

„Ich will wissen, wo sie ist!"

„Wer?"

„Herr des Lebens! wer sonst als Ingénue."

„Ich weiß es nicht," antwortete Auger in einem Tone, welcher verrieth, daß er es im Gegentheil recht wohl wisse.

„Wie! Sie wissen nicht, was aus Ihrer Frau geworden ist?"

„Nein."

Rétif sah seinen Schwiegersohn einen Augenblick fest an.

„Sie wissen es!" sprach er dann mit Bestimmtheit; „ich lese es in Ihrem Gesicht, daß Sie es wissen!"

„Aber wenn ich Ihnen sage —" stammelte Auger.

„Sie wissen es!" wiederholte Rétif noch bestimmter und stärker, „und Sie müssen es mir augenblicklich sagen; wie auch die Nachricht laute, ich bestehe durchaus darauf, sie sofort zu erfahren!"

Auger richtete sich mühsam empor, wie ein Mann, der alle seine Kräfte zusammenrafft.

„Sie wollen es also?" frug er.

„Mein Himmel, ja doch! wie oft soll ich es Ihnen wiederholen?"

„So muß ich also sprechen. Nun wohlan, hören Sie denn: Sie wissen, daß Herr Réveillon mir, nebst

anderen Functionen, insbesondere die Aufsicht über die Casse anvertraut hatte?"

„Ich weiß es."

„Sie wissen, daß Ingénue zwischen zwölf und ein Uhr aus dem Hause gegangen war?"

„Nein — ja —" sprach Rétif etwas verlegen.

„Ich sage Ihnen, sie ist ausgegangen."

„Möglich — vielleicht mit den Demoisselles Réveillon."

„Mit wem sie ausgegangen, weiß ich nicht."

„Gleichviel, fahren Sie fort."

„Nun denn, es scheint, daß sie zurückgekommen ist, und daß sie in jenen Theil des Gebäudes hat dringen wollen."

„Warum sagen Sie, es scheint?" fragte Rétif.

„Ich sage, es scheint, weil es doch vielleicht nicht ganz gewiß ist, daß sie es war —"

„Was ist nicht ganz gewiß?"

„Nun ja, man kann nicht wissen —"

„Was denn?"

„Es wäre ja möglich —"

„Herr!" schrie Rétif aufspringend und seinen Schwiegersohn am Arme fassend, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie, „Herr! wollen Sie mich wahnsinnig machen? Sagen Sie mir rasch, was Sie wissen oder nicht wissen; alles Uebrige ist meine Sache!"

Rétif befand sich in solcher Aufregung, daß Auger zum ersten Male wirklich Furcht vor ihm empfand.

„Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören," sprach er. „Als ich gewahrte, daß das Feuer das Cassengebäude des Herrn Réveillon ergriff, versuchte ich es, dorthin zu

dringen, um wo möglich noch vor Brand und Plünderung zu retten, was zu retten war; kaum aber hatte ich die Casse erreicht, als ich Ingénue hinter mir auf der Treppe erscheinen sah."

„Was hatte sie dort zu suchen?"

„Dasselbe frug ich auch sie, indem ich sie zugleich aufmerksam machte, in welcher Gefahr sie sich befände, sie beschwor, an ihre Sicherheit zu denken, denn rings um uns her brannte bereits Alles, und das Gebäude drohete jeden Augenblick einzustürzen; sie aber wollte auf Nichts hören. In diesem Augenblicke ging meine unglückliche Vorhersagung in Erfüllung: ich fühlte plötzlich den Boden des Kabinets unter meinen Füßen wanken —"

„Großer Gott! — Und Ingénue?"

„Sie stand außerhalb des Cassenkabinets, im Büreau —"

„So ist sie gerettet?"

„Ich wünsche es von Herzen; aber —"

„Aber?"

„Im Augenblicke, wo der Cassenboden unter meinen Füßen zusammenbrach, brach auch das ganze übrige Gebäude zusammen, so daß ich —"

„So daß Sie —?" wiederholte Rétif leichenblaß.

„So daß ich noch im Sinken sehen konnte, wie auch sie in der Gluth verschwand, und hörte, wie unsere beiden Schreckensschreie sich zu einem einzigen vermischten."

„Aber es ist Ihnen ja doch gelungen, sich zu retten; warum sollte es ihr nicht eben so gut gelungen sein?"

„Wie gesagt, ich wünsche es von ganzem Herzen,“ wiederholte Auger; „aber ich fürchte —“

„Wie, Unglücklicher! Du bist ihr nicht zu Hilfe geeilt? Hast nicht wenigstens Hilfe herbeigerufen?“

„Wie hätte ich das gekonnt? Ich befand mich ja selbst mitten in einem Flammenmeere. Sehen Sie doch nur —“

Und er zeigte Rétif seine verbrannten Haare, sein rauchgeschwärztes Gesicht, seine mit Brandwunden bedeckten Hände.

„Nun ja, ich sehe das!“ rief Rétif; „aber als Du Dich gerettet hattest —“

„Ich weiß selbst Nichts davon, denn ich war ohnmächtig; ich weiß nur, daß man mich zu einen Chirurgus geschafft hat, der mir die Schulter wieder einrichtete, und von diesem hat man mich hierher geschafft.“

„So weißt Du also gar Nichts?“

„Nichts, als was ich Ihnen so eben gesagt habe, theurer Herr Rétif. Sein Sie versichert, daß ich, wenn ich nicht bei meinem Sturze das Bewußtsein verloren, mit Freuden mein Leben daran gesetzt hätte, um das kostbare Leben Ingénue's zu retten. Aber, ich wiederhole es Ihnen, ich war selbst ohne Besinnung.“

„So weißt Du also nicht mit Gewißheit, ob sie todt ist?“ rief der unglückliche Vater.

Auger neigte den Kopf, wie um seinen eigenen Schmerz zu verbergen.

„Aber bin ich nicht ein Thor, diesen Mann hier zu befragen,“ fuhr Rétif aus seiner augenblicklichen Erstarrung auf, „da ich ja selbst nachforschen kann —“

Und ohne sich die Zeit zur Beendigung des Satzes zu nehmen, ergriff Vater Rétif Hut und Stock, stürzte die Treppe hinab, auf die Straße, und rannte mit der Behendigkeit eines achtzehnjährigen Jünglings nach der Richtung des Faubourg Saint-Antoine fort.

IX.

Verstellter und wirklicher Schmerz.

In weniger als einer Viertelstunde hatte der arme Rétif den weiten Weg von der Bernhardinerstraße bis zum Faubourg Saint=Antoine zurückgelegt; kein Fiaker würde ihn schneller dorthin gebracht haben. Zu jeder anderen Zeit würden die Leute ihn für einen Wahnsinnigen gehalten haben, aber an diesem Tage waren die guten Pariser so angelegentlich mit ihrem eigenen Interesse beschäftigt, daß Niemand Zeit hatte, auf ihn zu achten.

Eine zahlreiche Menschenmenge strömte noch immer von allen Seiten nach der Richtung des Faubourg und füllte alle dorthin führenden Straßen und Plätze; aber nichtsdestoweniger brach sich Rétif Bahn durch die müssige Zuschauermasse.

Es lag etwas auf der bleichen Stirn, in den verzweiflungsvollen Zügen dieses Mannes, das selbst dem Rohesten Achtung einflößte.

So gelangte er denn glücklich bis zu Réveillons Hause.

Die Thüren und die Fenster waren eingebrochen, ganze Haufen von Meubeltrümmern füllten die Straße rings umher.

Im Innern des Hofes sah es wo möglich noch wüster aus.

Mitten im Hofe erhob sich ein ganzer Berg von Schutt und Trümmern, rauchend wie ein Vulkan. Hier und da züngelten noch einzelne Flämmchen hervor. Der ganze Theil des Gebäudes, in welchem sich die Casse befunden hatte, war in sich zusammengestürzt.

Im Inneren desselben wüthete die Feuersbrust immer noch fort, genährt von den Balken, den Fußböden und dem Holzwerk der Treppe.

Und unter diesem Haufen von Trümmern und glühenden Steinen sollte also der Körper seines einzigen, heißgeliebten Kindes begraben sein!

Zwei oder drei Mal umging Vater Rétif die grausenvolle Brandstätte von allen Seiten.

Dann erfaßte er die Steine mit seinen zitternden Händen und rückte und wälzte sie mit Riesenkraft zur Seite; er faßte die hervorragenden Enden der verkohlten Balken und zerrte sie auseinander, und so gewiß er auch überzeugt war, daß unter diesen Trümmern kein lebendes Wesen mehr athmen könne, stieß er doch mehrmals mit der Kraft der Verzweiflung den Ruf aus:

„Ingénue! Ingénue!“

Die noch immer mit Löschen und Einreißen beschäftigten Leute sahen ihn verwundert an. Anfangs begriffen sie Nichts von seinem seltsamen Gebahren und hielten ihn für verrückt; nach und nach aber erriethen sie die Qualen der Vaterangst in ihm, die selbst den rohesten Herzen Ehrfurcht und Mitleid einflößt. Da sammelten sie sich um Rétif de la Bretonne und beeiferten sich, ihm ihre Theilnahme und ihr Bedauern kund zu geben.

Er versuchte es, ihnen sein Mißgeschick, das seiner Tochter widerfahrene furchtbare Schicksal zu erzählen, ihnen zu erklären, wer diese Ingénue sei, deren Namen er so verzweiflungsvoll gerufen hatte; aber Thränen entströmten seinen Augen und schon nach wenigen Worten erstickte das Schluchzen seine Stimme.

Allen diesen rohen Leuten traten die Thränen in die Augen, als sie den alten Mann weinen sahen.

„Auf jeden Fall,“ rief plötzlich eine Stimme, „ist ihr Mann unschuldig an ihrem schrecklichen Ende. Der arme, gute Mann! über sein Bemühen, sie noch zu retten, wäre er ja beinahe selbst noch verbrannt!“

„Wie war das?“ rief Rétif, sich zu dem Sprecher wendend.

Darauf fing einer der Anwesenden an — bei dergleichen Gelegenheiten findet sich in der Regel der Eine oder der Andere, dem nichts willkommener ist, als das Wort ergreifen zu können, — einer dieser Leute fing also nun an zu erzählen, wie er Réveillons Cassirer sich aus den Flammen habe hervorarbeiten sehen. Der Unglückliche hatte sich mit edler Selbstaufopferung in die Gefahr gestürzt, um die Casse noch zu retten; dort

habe er zufällig seine Frau gefunden — wie diese dahin gekommen, wußte der Erzähler freilich nicht zu sagen; vielleicht in derselben Absicht, wie ihr Mann; vielleicht aus Sorge um diesen selbst — wer konnte das wissen? Genug, in dem Augenblick, als Auger sie in seine Arme genommen, um sie aus den Flammen zu tragen, sei der Fußboden unter ihm eingestürzt.

Das war ja ganz dasselbe, was Auger seinem Schwiegervater bereits mitgetheilt hatte, und man kann sich daher vorstellen, wie diese Bestätigung seiner Erzählung durch einen unbefangenen Augenzeugen Rétif de la Bretonne eine ganz andere, ungleich vortheilhaftere Meinung von seinem Schwiegersohne beibringen mußte.

Es blieb dem armen Rétif also Nichts übrig, als seine Fragen und Nachforschungen über Ingénue's Schicksal so weit wie möglich fortzusetzen.

Wer ihm nur in den Wurf kam, den bestürmte er mit Fragen, ob er denn nicht wisse, was aus seinem Kinde geworden.

Aber Keiner konnte ihm eine tröstlichere Auskunft geben.

Er erkundigte sich, wohin Réveillon mit seiner Familie sich geflüchtet habe.

Man sagte ihm, sie befänden sich jetzt Alle in Santerres Brauerei.

Er rannte spornstreichs dorthin.

Es war ja doch möglich, daß der Himmel auch seine geliebte Ingénue durch ein Wunder gerettet, und sie sich in der Verwirrung zu dem Freunde ihres Vaters, zu ihren Freundinnen geflüchtet habe.

Unterwegs begegnete er einer von Réveillons Töchtern.

Aber weder sie, noch ihr Vater, noch ihre Schwester hatten das Mindeste von Ingénue gesehen und gehört; man wußte durchaus nicht, was aus ihr geworden sei; man hatte sie um die Mittagszeit aus dem Hause gehen sehen, aber seitdem keine Spur mehr von ihr.

Wie man begreifen wird, war diese Auskunft keineswegs geeignet, Rétifs Verzweiflung zu mildern.

Plötzlich stieg ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihm auf:

Wie, wenn sie doch noch gerettet worden, und selbst auf den Gedanken gekommen wäre, ihren Vater in seiner alten Wohnung aufzusuchen, während dieser sie auf der Brandstätte aufsuchte?

Sofort lenkte er seine Schritte wieder nach der Bernhardinerstraße zurück.

Schon aus weitester Ferne hafteten seine Blicke an den wohlbekannten Fenstern.

Jeden Augenblick hoffte er, den blonden Kopf seiner Ingénue an einem dieser Fenster erscheinen zu sehen, mit eben solcher Angst nach dem Vater ausspähend, wie dieser um sie empfand.

Aber die Fenster blieben geschlossen, keine Ingénue war zu sehen!

Er stürzte ins Haus, er flog die Treppe hinan; aber schon auf der zehnten Stufe verweigerten ihm die Füße den Dienst, und er mußte sich an dem Seile festhalten, das statt des Geländers diente, um nicht umzusinken.

Das ungestüme Klopfen seines Herzens drohte ihn zu ersticken. Einige Minuten verweilte er unbeweglich, die Hand gewaltsam auf die Brust gepreßt; endlich raffte er sich auf und klomm die Treppen mit äußerster Anstrengung vollends hinan.

Als er eintrat, hörte er Augers Stimme aus dem anderen Zimmer rufen:

„Wer ist da?"

Der letzte Hoffnungsschimmer des unglücklichen Vaters war mit dieser Frage verschwunden.

Ingénue war also nicht da!

Auger hatte sich in das zweite Zimmer zurückgezogen.

Taumelnd schritt Rétif de la Bretonne durch das erste und trat bei Auger ein.

Dieser hatte ein Bett nebst den allernothwendigsten Geräthschaften herbeischaffen lassen, und lag im heftigen Fieber da.

Rétif schwankte auf das Bett zu und hielt Auger die Hand hin.

Auger zeigte ihm seine verbrannten und blutenden Hände.

„Um sie zu retten!" rief Rétif aus; „ja, ich weiß es, ich weiß es!"

„Wer hat Ihnen das gesagt?" frug Auger schüchtern.

„Ja, Du edles Herz! man hat mir Alles erzählt! — O meine Ingénue! mein einziges, geliebtes Kind!"

Und laut weinend sank Rétif auf einen Armstuhl nieder.

Eine Zeitlang hörte man nur das Schluchzen des armen Vaters.

„Lieber Herr Rétif," hob Auger endlich leise an, „uns Beide haben die Schläge des Schicksals hart betroffen."

„Ach!" jammerte Rétif, „mein Unglück ist mit keinem anderen zu vergleichen!"

„Wohl wahr, wohl wahr! Sie sind sehr unglücklich, aber dennoch bin ich es nicht minder. Ein Jeder ist nur selbst im Stande, das Unglück, das ihn betroffen, in seinem ganzen Umfange zu ermessen; um so mehr ist unsere Pflicht, uns gegenseitig beizustehen und es tragen zu helfen. Indem wir uns gegenseitig unterstützen, wird es uns vielleicht weniger schwer erscheinen. Sie haben eine Tochter verloren, ich eine Gattin, die ich, trotz Allem, doch innig liebte; betrachten Sie mich fortan als Ihren Sohn, und schenken Sie mir, wenn auch nicht die Liebe, die Sie zu Ingénue hegten, aber doch ein wenig Zuneigung."

„Ach!" stöhnte Rétif, den Kopf schüttelnd, „selbst eine zweite Tochter würde mir den Verlust dieser einen nicht ersetzen können!"

„Ich werde Sie pflegen und warten!" sagte Auger; „ich werde Alles thun, was nur irgend in meinen Kräften steht, um Ihnen ein guter, ein treuergebener Sohn zu sein, und Sie werden mit der Zeit wieder Muth fassen."

„Nie — niemals!"

„Sie werden schon sehen."

Rétif konnte vor Thränen nicht sprechen, aber schüttelte nochmals verneinend den Kopf.

„Wie!“ rief Auger, sichtlich beunruhiget; „sollten Sie mich gar von sich stoßen, von hier vertreiben wollen? Habe ich nicht ebenfalls Alles, Alles verloren, und verdient mein Schmerz nicht wenigstens einiges Mitleid?“

Wiederum schüttelte Rétif mit dem Kopfe; konnte er in der That Augers Schmerz mit dem seinigen vergleichen?

„Sie könnten also,“ fuhr Auger fort, „Sie könnten also wirklich in Ihrer Betrübniß grausam genug sein, mir den einzigen Trost zu rauben, den nur Ihre Gegenwart mir zu gewähren vermag? Mich beugen, eben so wie Sie, Seelenschmerzen darnieder, aber neben diesen noch die unerhörtesten Qualen des Körpers; ich bin also der Schwächere von uns Beiden; unterstützen Sie mich daher mit Ihrem guten Beispiele, mit Ihrer Seelenstärke.“

„Ach Auger!“ schluchzte Rétif, „um Sie zu stützen, bedarf es eines Stärkeren, als ich bin!“

„Aber Sie werden meiner um so mehr bedürfen!“ eiferte Auger, „ich, der ich nur mit meinen Armen, mit meinem bischen Instinct arbeitete, ich werde die harten Schläge des Schicksals weniger empfinden, wie Sie, insofern mir immer noch die Fähigkeit verbleiben wird, Arbeiter zu beaufsichtigen, Rechnungsexempel zu lösen, ein Cassenbuch in Ordnung zu halten; ich werde mir also meinen bescheidenen Lebensunterhalt immer noch erwerben können, während Ihre Geistesarbeiten doch gewiß eine Unterbrechung erleiden werden; wollen Sie mir da die Freude, den Trost versagen, wenigstens einen kargen Bissen Brod mit Ihnen theilen zu können?“

„Sie guter, guter Auger!“ seufzte Rétif.

„Also,“ rief Auger mit solchem Ausdruck der Freude, daß Rétif sich nicht enthalten konnte, den Kopf zu heben und ihn überrascht anzublicken; „also, lieber Herr Rétif, wir bleiben fortan beisammen?“

„Ja, mein Sohn.“

Man wird begreifen, welches große Interesse Auger antrieb, bei Rétif zu bleiben und mit ihm vor der Welt auf dem freundlichsten Fuße zu stehen; es war dies eine seiner schlauen Berechnungen, sowohl in Bezug auf seine persönliche Achtung, als der neuen Pläne, die bereits wieder in seinem Kopfe herumspukten.

Aber dennoch beeilte er sich, diesen Freudenausbruch schnell wieder vor Rétif zu verbergen, und dafür einen um so größeren Schmerz um Ingénue zu erheucheln.

Indeß, so viele Mühe er sich auch gab, er konnte keine wirklichen Thränen hervorpressen; es war, als ob Gott diesen köstlichen Himmelsbalsam nur wahrhaften Seelenleiden gewähren wolle, und Herr Auger mußte nun seine Zuflucht zu Seufzen, Stöhnen und Händeringen nehmen.

Dies gelang ihm aber auch so trefflich, daß der arme Rétif sich nun seinerseits bemühete, seinen jammernden Schwiegersohn zu trösten.

Augers erheuchelter Schmerz hatte wenigstens die wohlthätige Folge für Rétif, daß er für den Augenblick seinen eigenen darüber vergaß.

Endlich schien er ihn so weit beruhigt zu haben,

daß er sich in sein Zimmer zurückziehen konnte, und Auger in dem seinigen allein blieb.

Von hier aus vernahm Letzterer, wie sich das arme, tiefverwundete Vaterherz um so lauter in Thränenergüssen Luft machte.

Ohne Zweifel belästigte dies Weinen und Jammern Rétifs Herrn Auger nicht wenig, denn es währte sehr lange und verhinderte ihn am Einschlafen.

X.

Vater Rétif fängt einen neuen Roman an.

Das friedliche und liebevolle Zusammenleben des Schwiegervaters und Schwiegersohnes machte großes Aufsehen im ganzen Stadtviertel und erregte — wie so manche Heuchelei in dieser Welt, — allgemeine Bewunderung.

Die Nachricht von dem fürchterlichen Ende der armen Ingénue hatte sich sehr schnell verbreitet; alle Nachbarsleute hatten sie gekannt und geliebt, alle beeiferten sich, ihr Lob weiter zu verbreiten, und dieser eben so plötzliche als entsetzliche Todesfall verdoppelte nur das Interesse, welches die Catastrophe, die das Réveillon'sche Haus betroffen, schon erregte.

Wenn Rétif traurig und gebrochen durch die Straßen schlich, so erschienen ihm die thränenden Blicke, womit man ihn begrüßte, gleichsam als die schönste

Lobrede auf Ingénue's Tugenden, und wenn gleich seine eigenen Thränen dann immer wieder von neuem flossen, thaten sie seinem Vaterherzen doch wohler, als alle religiösen und philosophischen Trostsprüche der Welt.

Was Auger betraf, so fuhr sein Zustand fort — sei es nun Wirklichkeit, sei es Verstellung — ernstliche Besorgnisse zu erregen.

Wie man denken kann, war das Herz und der Geist des armen Vaters fortwährend eine Beute der schmerzlichsten Aufregung.

Ingénue's Liebe war ihm eine so süße Gewohnheit geworden, und diese Gewohnheit übte eine solche Gewalt auf Rétif aus, daß es ihm mehrere Tage war, als ob sein wirklicher Körper schon bei Ingénue im Grabe läge, und nur noch sein Geist auf dieser Erde umherwandele.

Dieser Schmerz nistete sich endlich fest bei ihm ein und hinterließ auf seinem Antlitz jene unauslöschliche Spur, wie sie das Meer in den Uferfelsen hinterläßt, die es täglich mit seinen Wogen bespült und aushöhlt.

Nach Verlauf etwa einer Woche fing Auger indeß an aufzustehen, im Zimmer umherzugehen, zu essen und trinken, wie er es sonst zu thun pflegte — ganz natürlich, er war ja nicht Vater und war kaum Gatte gewesen.

Nur von Zeit zu Zeit ergriff es ihn plötzlich wie eine Erinnerung und verwandelte seine gewöhnlich nur finsteren Züge in schmachtende, niedergeschlagene.

Ganz besonders war dies der Fall, wenn irgend ein Bekannter Rétifs einen Besuch bei diesem abstattete.

„Armer, unglücklicher Vater!“ sprachen diese dann gewöhnlich, wenn sie wieder fortgingen; „aber welch ein Glück ist es trotz alle dem für ihn, solch einen Schwiegersohn gefunden zu haben!“

Und diese stummen Glückwünsche, die sich natürlich nur durch Blicke kund gaben, drangen wie ein lindernder Balsam in Rétifs Seele.

Auger hatte Ingénue's ehemaliges Schlafzimmer in Besitz genommen. Die Einrichtung war eine höchst einfache; sie bestand aus einem Bett, einem Armstuhle neben dem Bett, zwei gewöhnlichen Stühlen und einem Tische.

Dieser Tisch diente zugleich Schwiegervater und Schwiegersohn, um gemeinschaftlich das Mittagsmahl an demselben einzunehmen.

* *
*

Acht Tage waren bereits seit Ingénue's Tode verstrichen; es war am neunten, Mittags in der zweiten Stunde und das von einer gutmüthigen Nachbarin — die es gegen eine monatliche Belohnung von sechs Francs übernommen hatte, den beiden bedauernswerthen Männern die Wirthschaft zu führen, — zubereitete Diner war eben aufgetragen worden.

Wir wissen bereits, daß dies in Augers Stube eingenommen wurde, die noch einen besonderen Ausgang hatte, um Vater Rétif nicht bei der Arbeit zu stören, die ihm ohnedies jetzt sauer genug ward.

Auger rief seinen Schwiegervater zum Essen.

Dieser legte die Lettern aus der Hand, stand mit

einem schweren Seufzer von seiner Arbeit auf und schlich in das andere Zimmer.

Maschinenmäßig ließ er sich am Tische nieder.

Augers Appetit hatte sich allmälig wieder eingestellt und die Speisen dampften ihm lockend entgegen.

Für Rétif waren sie dagegen gar nicht vorhanden; er saß zwar davor in seinem Lehnstuhle, aber die Arme hingen ihm schlaff herab, das Haupt war auf die Brust gesunken; er bezeigte nicht die mindeste Neigung zum Essen.

Auger legte die Suppe vor. Rétif berührte den Löffel kaum mit der Lippe, dann schob er seinen Teller zurück.

Auger leerte den seinigen dagegen mit großem Appetit, und erst als er den letzten Löffel verzehrt hatte, fiel es ihm ein, daß er schicklichkeitshalber den Seufzer seines Schwiegervaters durch einen gleichen erwiedern müsse.

Darauf griff er tapfer die erste Schüssel an, auf seine Ermunterung hatte sich Rétif eben entschlossen, trotz seines Widerwillens ein wenig von den Speisen zu kosten, als plötzlich vier vernehmliche Schläge mit dem Hausthürklopfer Beider Aufmerksamkeit erregte.

Rétif war, wie bereits gesagt worden ist, der eigentliche Inhaber des vierten Stocks; ihm also galten aller Wahrscheinlichkeit nach die vier Schläge und er stand daher auf, um aus dem Fenster zu sehen.

Allein Auger, der in sichtliche Unruhe gerieth, stand ebenfalls rasch auf und kam Rétif beim Oeffnen des Fensters noch zuvor, so daß Beide zugleich hinaussahen.

Sie gewahrten einen Auvergnaten, der die Nase in die Luft reckte und zu harren schien, bis Jemand auf sein Klopfen antworten würde.

„Zu wem?" riefen Beide zugleich hinab.

„Zu dem Büchermacher Rétif!" schrie der Auvergnat.

„So komm herauf!" antwortete Rétif, einen Draht ziehend.

Jeder Miethsmann hatte einen solchen Drahtzug, mit dessen Hilfe er, ohne sich die Treppe hinab zu bemühen, den Hausthürdrücker öffnen und den Einlaßbegehrenden ins Haus lassen konnte.

Als der Auvergnat sah, daß man ihm geöffnet hatte, kam er herauf und übergab Rétif ein Packet Papiere, wie Probebogen aus der Druckerei zusammengerollt.

Deren erhielt Rétif sehr häufig von seinem Buchhändler zugesendet, da er sich zur Zeit noch keine eigene Druckerpresse hatte anschaffen können, und es war demnach nichts besonders Auffälliges bei dieser Sache, was jedoch Auger nicht abhielt, einen Seitenblick auf das Packet zu werfen.

Da er sah, daß es Gedrucktes war, schwand jedoch jeder Argwohn und er setzte sich wieder an den Tisch.

Rétif dagegen konnte nun um so unbesorgter ans Fenster treten, als wolle er mehr Licht zum Durchsehen der eingegangenen Sendung haben, und diese demgemäß von seinem Schwiegersohne abgewendet halten, ohne dessen Verdacht zu erregen.

Eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß der Inhalt des Packets nur für ihn allein bestimmt sei.

Auger machte sich mit verdoppeltem Appetit über das Essen her; ja, es war ihm sogar recht angenehm, daß Rétifs Aufmerksamkeit von ihm abgezogen ward; um so reichlicher konnte er zulangen.

Rétif stand, wie gesagt, am Fenster und hatte das Packet vollends eröffnet.

Plötzlich bedeckt Todesblässe sein Gesicht, auf welche eben so schnell eine dunkle Purpurröthe folgte.

In dem letzten Druckbogen lag ein geschriebenes Blatt folgenden Inhalts:

„Beunruhigen Sie sich nicht, und wenn Sie „im Augenblicke, wo Sie dieses Blatt erhalten, nicht „ohne Zeugen sein sollten, so lassen Sie sich ja „nichts von dem Eindrucke, den sein Inhalt auf „Sie machen dürfte, merken.

„Verbrennen Sie dies Blatt, sobald Sie es „gelesen haben werden und kommen Sie so schnell „als es Ihnen irgend möglich sein wird, nach der „Straße Saint-Honoré in ein ganz von einem „Garten umgebenes Haus, nahe an der Barrière, „auf dessen Eingangsgitterthor zwei steinerne Löwen „stehen.

„An der Thüre brauchen Sie blos Ihren Na-„men zu nennen, worauf man Sie in einen Salon „führen wird, in welchem Sie Ihre Tochter In-„génue lebend und wohlbehalten antreffen werden.

„— — — — — —“

Rétif war nahe daran, einen lauten Freudenschrei auszustoßen; einen Augenblick flirrten ihm die Buchsta-

ben vor den Augen; allein es gelang ihm, sich zu beherrschen und ruhig weiter zu lesen:

„Nochmals, lassen Sie sich gegen keine Seele, „und am allerwenigsten gegen Denjenigen, der bei „Ihnen wohnt, Etwas von dieser Nachricht merken; „versuchen Sie es, so freundlich wie möglich gegen „ihn zu sein, damit er ja keinen Verdacht schöpfe. „Man rechnet auf Ihre Seelenstärke.

„Kommen Sie schnell! man harrt Ihrer mit „Sehnsucht.“

So gewaltig auch Rétifs Blut in seinen Adern kochte und tobte, gelang es ihm doch, seine Aufregung zu unterdrücken; er las scheinbar noch einige Minuten ruhig fort und rief dann mit gut gespielter Verdrossenheit:

„Verzweifeln möchte man über diese Nachlässigkeit der Drucker! Ich habe versucht, einen neuen Roman anzufangen, von dem ich da eben die ersten Aushängebogen erhalte, und trotz meiner sorgfältigen Correctur immer noch Fehler!“ rief er ärgerlich aus, knüllte das ganze Packet zusammen und schob es in seine Rocktasche, ohne daß Auger das Geringste davon sehen konnte; ja, dieser achtete nicht einmal darauf.

Dann setzte er sich wieder an den Tisch und setzte die Unterhaltung mit seinem Schwiegersohne fort.

Auger hatte sich die Zwischenzeit zu Nutzen gemacht, um es sich trefflich schmecken zu lassen; er war gesättigt und fühlte sich ganz behaglich; die Verdauung klärte seine Ideen auf, er ward geschwätzig und fast sogar heiter.

Plötzlich aber besann er sich, daß es damit doch

vielleicht noch etwas zu früh sei und suchte schnell wieder sein Trauergesicht hervor und jetzt ereignete sich der seltsame Fall, daß alle Beide, die Freude im Herzen, sich möglichste Mühe gaben, sich gegenseitig Trauer und Schmerz vorzuheucheln.

Vater Rétif war selbst verwundert, daß ihm dies so gut gelang und machte sich sogar die grausame Freude, sich den furchtbaren Tod Ingénue's von seinem Schwiegersohne noch einmal mit allen Umständen erzählen zu lassen.

Je mehr Rétif nunmehr das Lügengewebe jenes Elenden durchschauete, das dieser noch mit neuen Lügen verbrämte, die er aus dem schlechten Weine schöpfte, je mehr gab er sich Mühe, seine Rolle als verzweifelnder Vater fortzuspielen.

Aber er hatte eine zu gerade, ehrliche Seele, um die Comödie gar zu lange auszuhalten, und so that er denn, als ob die Trostgründe seines Schwiegersohnes heute zum ersten Male ein williges Gehör bei ihm fänden: er ward nach und nach ruhiger.

„Mein theurer Schwiegervater,“ sprach endlich Auger, „Sie sehen an unserem Beispiel aufs Neue, wie Alles auf dieser Welt wandelbar ist, und schlimme und gute Zeiten mit einander abwechseln. Nachdem wir Beide ein so furchtbares Unglück erlebt haben, wird doch nun auch die Zeit kommen, wo wir vereint ein recht glückliches Leben führen werden.“

„Das ist wahr,“ antwortete Rétif ziemlich phlegmatisch, „denn Sie lieben mich sehr, Auger.“

„Wie ich Ingénue liebte!“

„Ich danke Ihnen!“

Nach und nach ward Auger so heiter, wie er seit jener Catastrophe es noch nicht gewesen; er war unerschöpflich in Plänen zukünftigen Reichthums und Glükkes, an den Rétif natürl'ch theilnehmen sollte und artete endlich in so jämmerliche Uebertreibungen aus, daß der nunmehr kaltblütiger gewordene Alte unter alle diesen schönen Worten immer deutlicher die niedrigste Heuchelei und den herzlosesten Spott entdeckte.

Endlich aber ward er all dieses albernen Geschwätzes doch müde und stand vom Tische auf.

„Haben Sie abgespeist, mein Freund?" frug er lächelnd.

„Ei ja, lieber Schwiegervater; es ist sogar das erste Mal, daß es mir so ausgezeichnet geschmeckt hat!"

„Das freut mich, das freut mich recht sehr. Ja, ja, eine gute Mahlzeit verfehlt doch nie ihre gute Wirkung, selbst auf den größten Schmerz! Nicht wahr?"

„Ach ja!"

„Und sogar auf die Tugend!"

Auger war schon so daran gewöhnt, seinen Schwiegervater mit schönen Sentenzen um sich werfen zu hören, daß er den Stich, der in seinen Worten lag, gar nicht einmal beachtete, sondern sich noch den Rest der Flasche einschenkte.

Rétif dagegen ging in sein Zimmer hinüber und beeilte sich nun den so eben erhaltenen Brief zu verbrennen; aber noch hatte sich der Rauch nicht ganz verzogen, als Auger bei ihm eintrat.

„Was Teufel verbrennen Sie denn da, Schwiegerpapa?" frug er, mehr neugierig als besorgt auf die letzten verglimmenden Papierstückchen im Kamin blickend.

„Ich verbrenne eben jenen Probebogen meiner letzten Arbeit,“ sagte Rétif ruhig.

„Warum dies einzige Exemplar vernichten?“

„Ich will das Ganze umsetzen; es waren einige allzu joviale Stellen in diesem Kapitel. Seit dem Tode meiner armen Ingénue ist alle Heiterkeit von mir gewichen und will mir selbst in meinen Büchern nicht mehr gelingen!“

Auger zog sein Schnupftuch hervor und versuchte es als Dessert, einige Thränen zu erpressen, was ihm aber nicht gelang.

Vater Rétif nahm, wie er gewöhnlich nach Tisch zu thun pflegte, Hut und Stock, und verließ mit einem schmerzlichen Seufzer das Zimmer.

XI.

Was man durch eine Wand sehen kann, wenn ein Loch darin ist.

Endlich befand sich Rétif im Freien, fern von der Bernhardinerstraße, und konnte nun seiner Freude und der Hoffnung, die jener geheimnißvolle Brief in ihm erweckt hatte, nach Belieben durch einen Monolog mit dazu passenden Gesten Luft machen!

Dann wieder blieb er plötzlich stehen, er ließ den Kopf wieder sinken, und frug sich, ob nicht hinter alle dem eine Schlinge verborgen sei, in der man ihn zu fangen trachte.

In der That war die Handschrift des Billets Vater Rétif völlig unbekannt; keine Namensunterschrift, nicht das geringste Zeichen, aus dem er hätte auf den Schreiber schließen können.

Indeß, so viel er auch nachsann, konnte er Nichts finden, was ihm ernstliche Besorgnisse einflößen konnte.

Wer auf der Welt sollte sich mit einem Vaterherzen, mit einem so harmlosen Gemüth, das niemals wissentlich jemand bekränkt hatte, einen so grausamen Scherz erlauben, oder gar feindselige Absichten gegen ihn hegen?

Die Hoffnung winkte ihm ja doch von fern zu, und die Hoffnung stärkte denn auch wieder seinen Glauben.

Er beeilte seine Schritte. Wenn man ihm gesagt hätte: „Deine Tochter erwartet Dich am jenseitigen Ufer!“ er würde, wie der Apostel, dreisten Fußes über die Meereswellen gegangen sein.

Und wiederum blieb er stehen, wiederum beschlich Mißtrauen sein Herz. Je mehr er es sich überlegte, je unwahrscheinlicher erschien ihm der Inhalt des Billets!

So war er denn unter Zaudern und Eilen, unter freudiger Hoffnung und Furcht vor einer schmerzlichen Täuschung bis am Anfang der Straße Saint-Honoré gekommen.

Noch einmal blieb er hier stehen und sah sich nach allen Seiten um.

Niemand folgte, niemand beachtete ihn.

„Jetzt schüttelte er die letzte Besorgniß gewaltsam von sich, und schritt rüstig dem ersehnten Ziele zu.

Er brauchte das Haus gar nicht erst zu suchen; nach der Beschreibung wußte er schon, wo es lag und welches es sein mußte.

Rétif kannte ja so ziemlich alle Häuser von Paris.

Endlich stand er vor dem Gitterthore mit den steinernen Löwen; er klopfte, man öffnete, er nannte sich und ward eingelassen.

Fünf Minuten darauf lag er, vor Freude dem Ersticken nahe, noch kaum an ein so großes Glück glaubend, in den Armen seiner geliebten, seiner schönen Ingénue — deren Rettung wir bereits mitgetheilt haben und welche Christian der Sorgfalt eines der ausgezeichnetsten Aerzte von Paris anvertraut hatte.

* * *

Die Freude, sagt man, ist weit schwieriger zu verbergen als der Schmerz.

Die vollkommene Ruhe Rétifs, als er von dem Faubourg Saint-Honoré nach der Bernhardinerstraße zurückkehrte, kann demnach als ein rühmliches Zeugniß seiner Seelenstärke gelten.

Ingénue hatte ihm jenen furchtbaren Auftritt, den sie mit ihrem Manne während der Plünderung und des Brandes der Réveillon'schen Fabrik gehabt, ausführlich erzählt; wie sie, unbekannt mit Augers eigenen Vermögensumständen, denselben habe verhindern wollen, den Beutel mit Louisdor's an sich zu nehmen, der ihm doch nicht gehörte. Nichts war demnach natürlicher, als daß Rétif de la Bretonne den Irrthum seiner Tochter theilte und der festen Ueberzeugung war, daß Auger nur die allgemeine Verwirrung benutzt habe, um sich an dem letzten Nothpfennig des unglücklichen Fabrikherren zu bereichern.

Auf dem ganzen Heimwege sann Rétif über das geeignetste Mittel nach, wie dies Unrecht wieder gut zu machen sei, und als er die Bernhardinerstraße erreichte, war sein Plänchen bereits vollkommen reif.

Nichts in seiner Physiognomie, in seiner ganzen Haltung verrieth das ihm anvertraute Geheimniß.

Seine Augen waren zwar noch ein wenig roth und geschwollen; aber — du lieber Himmel! — der arme, gute Mann hatte ja während der letzten neun Tage so oft und so bitterlich geweint, daß auch ein Klügerer, als Auger, es unmöglich hätte errathen können, ob die zuletztvergossenen Thränen, Thränen der Freude, oder des Schmerzes gewesen waren.

Uebrigens bemerkte Rétif, als er seine Wohnung betrat, zu seinem großen Erstaunen und nicht geringerer Freude, daß sein Herr Schwiegersohn nicht zu Hause war.

Es war dies der erste Ausgang des Reconvalescenten.

Rétif schloß sich in sein Zimmer ein und wartete. Unterwegs hatte er einen Hohlbohrer gekauft, und ohne Zweifel nur um sich in Abwesenheit seines Schwiegersohnes ein wenig die Zeit zu vertreiben, fing er an gerade über seinem Bette ein Loch in die Wand seines Alkovens zu bohren.

Wir wissen nicht, ob es Zufall oder Absicht war, aber das Loch war so angebracht, daß es genau auf eine der dunklen Blumen von Augers Papiertapete traf.

Auch war es nach der anderen Seite zu ein wenig weiter, so daß es das ganze Zimmer bestrich.

Durch diese kleine Oeffnung konnte Rétif Alles übersehen, was bei seinem Schwiegersohne, von der Decke bis zum Fußboden herab, vorgenommen ward.

Dieses seltsame Unternehmen des ehrlichen Romanschreibers war eine ganz natürliche Folge von Ingénue's

Erzählung; er wollte sich ja nur von Augers Ehrlichkeit überzeugen, weiter Nichts.

Noch am selben Tage ward ihm Gelegenheit, eine kleine Probe mit seiner Erfindung anzustellen: er hatte sich zu Bett gelegt und spielte den Kranken; auch hatte er kein Licht bei sich angezündet, um seine Gegenwart nicht zu verrathen.

Es war bereits dunkle Nacht geworden, als er endlich Auger mit einem brennenden Licht durch die Hinterthüre leise in sein Schlafzimmer treten sah, um seinen Schwiegervater nicht zu stören.

Auger schien sehr in Nachdenken vertieft, aus dem er plötzlich erwachte und rings um sich her blickte, als ob er sich schnell an irgend etwas erinnere.

Rétif überzeugte sich bald, daß er selbst der Gestand dieser Aufmerksamkeit sei, denn Auger näherte sich seiner Thüre.

Dieser ihm zugedachte Abendbesuch schien ihm keineswegs angenehm, denn er schloß die Augen und stellte sich als ob er fest schlafe.

Die Thüre ward ganz leise geöffnet und eben so vorsichtig schlich Auger an seines Schwiegervaters Bett.

Rétif fühlte bald darauf den Athem dieses Mannes an seinem Gesicht wehen, woraus er schloß, daß er ihn genau beobachtete.

Er fühlte eine Anwandlung von Furcht; wovor, wußte er nicht.

Jedenfalls war es eine höchst peinliche Minute, während welcher Rétif, so zu sagen, mit seinen Seelenaugen, diesen Mann mit dem Lichte in der Hand und ihn aufmerksam betrachtend dicht über sich gebeugt sah.

Der Schein der Kerze kam seinen Augen so nahe, daß er sich alle Gewalt anthun mußte, um nicht mit den Wimpern zu zucken; dennoch beherrschte er sich.

Eben so leise, als er gekommen war, schlich Auger nach Verlauf dieser Minuten auf den Fußspitzen wieder fort.

Sobald Rétif seine Thüre wieder schließen hörte, wendete sich Rétif auf die andere Seite und heftete das Auge wieder an sein Observatorium.

Da gewahrte er, wie mit Augers Gesicht plötzlich eine gänzliche Umwandlung vor sich ging.

Es war, als ob alle seine Muskeln mit einem Male größere Spannkraft, die Augen neues Leben und Feuer erhielten.

Auger hob mit aller Kraft den Speisetisch vor die Thüre, und auf diesen einen großen Koffer.

Dann untersuchte er das Schlüsselloch, ob es auch sorgfältig genug verstopft sei, ob nicht irgend ein fremder Blick in sein Zimmer dringe.

Dann zog er die Fenstervorhänge zu, und da diese nur von dünnem Stoff waren, nahm er die dicke Baumwolldecke von seinem Bette und befestigte sie an den Vorhangstangen darüber weg.

„Was Teufel soll das bedeuten?" sagte Rétif bei sich selbst und lauschte mit um so größerer Aufmerksamkeit.

Jetzt zog Auger eine Art Gartenmesser mit starker Klinge hervor, und wir müssen es sagen, daß sich Rétif beim Erblicken dieses Instrumentes keineswegs sehr behaglich fühlte.

Sollte der Unglückliche sich selbst ein Leides anthun wollen?

Aber nein, das Messer schien nicht so schreckliche Bestimmung zu haben — —

Auger schlich nach derselben Stelle, wo der schwere Koffer gestanden hatte, kniete nieder und stieß es behutsam zwischen die Fugen eines Achtecks von Ziegelsteinen.

Dann hob er einen der Ziegelsteine heraus und setzte ihn leise neben sich nieder —

Dann verweilte er einige Secunden in der Stellung des berühmten antiken Schleifers, und lauschte noch einmal aufmerksam, ob Nichts um ihn her sich rege.

Da aber Alles mäuschenstill blieb, schob er langsam seine Hand in die Oeffnung des Fußbodens, wühlte darin ein wenig herum und zog endlich einen Gegenstand daraus hervor.

Beim Scheine des Lichts sah Rétif ein Goldstück blinken.

„Aha!" dachte er, sich an Ingénue's Erzählung von Augers vermeintlichem Raube erinnernd, „jetzt wissen wir, wo er seinen Schatz verborgen hält!"

Nachdem Auger das Goldstück in seine Tasche praktizirt, setzte er den Ziegelstein wieder vorsichtig in die Vertiefung, trat ihn mit seinem Stiefelabsatz fest und strich diesen auch über die nächsten Steine, nahm die Bettdecke vom Fenster, den Koffer vom Tisch, und brachte Alles wieder an seinen gehörigen Ort.

Endlich zog er auch das Papierchen, womit er das Schlüsselloch verstopft hatte, wieder aus diesem,

entkleidete sich, löschte das Licht aus und ging zu Bett.

Eine Viertelstunde darauf schnarchte Auger so laut, daß Rétif davon hätte aufwachen müssen, wenn er nämlich geschlafen hätte.

Aber — wie Herr Delille sich poetisch ausgedrückt haben würde, — Morpheus fand diese Nacht nicht für gut, seine Mohnkörner in jenen Alkoven der Bernhardinerstraße auszustreuen.

Der Brief von heute Mittag, der Besuch im Faubourg Saint-Honoré, und nun noch diese wichtige Entdeckung, das Alles war mehr als hinreichend, um den armen Romanschreiber wach zu erhalten.

Indeß benutzte er diese Schlaflosigkeit, um seinen Plan nochmals reiflich zu überlegen und den Umständen anzupassen.

Demzufolge empfing er anderen Tages den Morgenbesuch seines Schwiegersohnes äußerst freundlich, ließ sich scheinbar durch dessen schmeichelndes Benehmen täuschen, trank seinen Milchkaffee ziemlich heiß hinunter und aß mit dem besten Appetite, was Alles den trefflichen Sohn ungemein zu erfreuen schien.

Nach dem Frühstück ging er wieder an seinen neubegonnenen Roman.

Auger beklagte sich bitter darüber, durch seine Reconvaleszens so lange ans Zimmer gefesselt zu sein, zumal er, wie er sagte, eine sehr wichtige Unternehmung in Aussicht habe.

Diese Klagen waren ein deutlicher Beweis, daß er seinen Schwiegervater unbekannt mit seinem Ausfluge am vorigen Abend wähnte.

Ganz natürlich ließ ihn auch Rétif in diesem Glauben.

Der Vormittag verstrich wie gewöhnlich.

Nach eingenommener Mahlzeit ging Rétif wieder an seine Arbeit.

Auger ward nach einiger Zeit etwas unruhig.

Der Romanschreiber errieth recht wohl, daß sein Schwiegersohn ihn ins Pfefferland wünschte.

Allein auch er wünschte sehnlichst, daß Auger ausgehen möge.

Um dies zu erreichen, gab es nur ein sicheres Mittel: er mußte sich selbst stellen als ob er ausgehe.

Endlich nach fünf Uhr erhob sich Rétif von seinem Arbeitstische, nahm wie gewöhnlich seinen Hut und Stock und benachrichtigte seinen Schwiegersohn, daß er wahrscheinlich sehr spät, vielleicht auch gar nicht heimkehren werde, indem er das Bedürfniß fühle, theils um sich zu zerstreuen, theils um neues Material für seinen Beobachter zu sammeln, seine abendlichen Streifereien durch die Straßen von Paris wieder vorzunehmen, wozu ihn das eingetretene herrliche Frühlingswetter ganz besonders einlade.

Er ermahnte seinen Schwiegersohn hübsch zeitig zu Bette zu gehen, um seine gänzliche Herstellung durch einen guten Schlaf möglichst zu beschleunigen, und predigte ihm einstweilen Geduld.

Auger wünschte ihm dagegen einen glücklichen Erfolg seiner Wanderung.

Rétif strich auch wirklich einige Zeit durch die Straßen, mit Einbruch der Dämmerung lenkte er jedoch seine Schritte wieder der Bernhardinerstraße zu.

Am Hause angelangt blieb er noch einmal stehen und blickte zu den Fenstern empor.

Kein Licht war zu sehen.

Leise schlich er die Treppe hinan, und in seine Wohnung.

Nachdem er die Treppenthüre wohl verschlossen, begab er sich in seinen Alkoven und lugte durch das Bohrloch.

Das Zimmer war leer, sein Schwiegersohn also ausgegangen.

Auger hatte am Morgen in einer Zeitung gelesen, daß Réveillon beschlossen habe, die Ruinen und den Boden, auf dem seine Fabrik gestanden, zu verkaufen, um mit dem Erlös seine Gläubiger, die ihm nach jenem Schreckensereigniß noch verblieben waren, zu befriedigen. Auf diese freudige Nachricht hatte Auger augenblicklich seinen Plan gebaut, wo möglich der einzige Besitzer eines Unternehmens zu werden, als dessen Associé ihn Réveillons Undankbarkeit und Hochmuth zurückgewiesen hatte. Er war demnach zu dem Notar gegangen, der die Liquidation angezeigt, um sich mit diesem über die Kaufbedingungen zu verständigen.

Eine einzige Besorgniß hegte Rétif noch, daß nämlich die Verbindungsthüre zwischen beiden Zimmern verschlossen, oder wohl gar von Augers Seite mit einem Nachtriegel versehen sei.

Leise drehete er die Klinke — die Thüre war offen!

Jedenfalls hatte sie Auger, um keinen Verdacht bei seinem Schwiegervater zu erregen, im Falle dieser doch früher heimkehren sollte, absichtlich unverschlossen gelassen.

Rétif zündete nun das historische Rattenschwänzchen an, das er stets in seiner Tasche trug, ging in Augers Schlafzimmer und suchte nach dem bewußten Ziegelstein.

Dieser war aber so gut zwischen den anderen eingefugt, daß es ihm nicht so leicht ward ihn zu finden, als er geglaubt hatte.

Endlich entdeckte er ihn.

Er hob ihn vorsichtig mit seinem Hohlbohrer heraus, steckte die Hand in die Vertiefung und fühlte einen wohlgefüllten Lederbeutel.

Nur mit großer Mühe gelang es ihm, ihn aus der nach oben zu engeren Oeffnung zu ziehen, endlich aber hatte er ihn glücklich heraus.

Er schrieb nun mit verstellter Handschrift auf ein Streifchen Papier jenen allbekannten Spruch:

Unrecht Gut gedeiht nicht!

legte diesen in das Loch, setzte den Ziegel wieder behutsam ein, strich mit dem Absatz darüber, wie er es von Auger gesehen hatte, löschte sein Rattenschwänzchen aus, machte die Zwischenthür hinter sich wieder zu, ergriff seinen Stock, verbarg den Geldsack unter seinem weiten Ueberrock, eilte die Treppe hinab, erreichte glücklich die Straße, und lief nun, so rasch er konnte, in der Richtung nach dem Faubourg Saint-Antoine.

Es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er seinen alten Freund Réveillon aufsuchte.

XII.

Auger wird nochmals für einen ehrlichen Mann gehalten.

Es ist in der That hohe Zeit, daß wir uns nach diesem ersten Opfer der Revolution umsehen, die der Hof anfänglich hatte veranlassen wollen, und die er später nicht mehr aufzuhalten vermochte.

Der gänzlich zu Grunde gerichtete Tapetenfabrikant war in Folge seines Unglücks ein Philosoph geworden.

Alle seine Bekannten, sogar seine früheren Gegner, beeiferten sich, ihm Trost zu spenden.

Die Ereignisse hatten ihn interessant gemacht; selbst die Demokraten waren gerührt, einen Quasi-Patrioten so treulos vom Hofe aufgeopfert zu sehen.

Der zwar erzdemokratische, aber doch gutmüthige Brauer Santerre hatte dem Unglücklichen und seiner Familie einen Zufluchtsort in seinem Hause angeboten; Réveillon nahm ihn an.

Denn die Gastfreundschaft eines Santerre hatte im Faubourg Saint-Antoine nicht wenig zu bedeuten.

Der reiche Brauherr führte einen großartigen Hausstand; stolz auf seinen, durch Fleiß und Redlichkeit erworbenen Reichthum, machte er von demselben einen so freigebigen Gebrauch, als nur irgend ein verschwenderischer Aristokrat jener Zeit es hätte thun können.

Seine Leute, seine Pferde, seine Hunde waren alle groß, wohlbeleibt, gesund und kräftig wie er selbst.

Ein neues, behäbig eingerichtetes Haus, einen reichbesetzten Tisch, gut gefüllte Keller, ein freundliches Gesicht und eine gesunde Lebensluft, das war es, was man jeder Zeit bei Santerre fand.

Nebenbei, und nicht zu Jedermanns Behagen, mußte man auch einige politische Discussionen mit in den Kauf nehmen; allein welches Haus wäre damals davon befreit gewesen? Die Politik war ja die herrschende Tagesmode!

Nichts erschien eleganter und fashionabler, als über Politik und Reformen zu schwatzen.

Die Herren Lafayette und Lameth schwatzten darüber; die Königin und der Graf von Artois sogar sprachen von nichts Anderem.

Alle Welt schwatzte so viel und so lange von Politik, daß endlich Einige auf den Gedanken kommen mußten, sie wirklich zu treiben, und als das allgemeine Zeichen einmal dazu gegeben und die Sache im vollen Gange war, wollte Niemand mehr Etwas davon sprechen

und hören. Natürlich, die Mode war eine Calamität geworden!

Réveillon, seine Frau und seine Töchter hatten demnach, wie schon gesagt worden ist, bei Santerre eine gastfreie Aufnahme gefunden.

Sogleich hatte sich der Brauherr sehr eifrig gezeigt, und sich beeilt, die Verwüstung an Ort und Stelle zu untersuchen.

Das Unglück konnte kaum größer sein, als es war; Réveillon war vollständig zu Grunde gerichtet.

Noch waren die Trümmer nicht ganz erkaltet, als schon Anstalten zu einer notariellen Versteigerung des ganzen Etablissements getroffen werden mußten, um nur die drängenden Gläubiger zu befriedigen, und es war noch sehr die Frage, ob der Erlös dazu ausreichen würde.

Wollte Réveillon noch einmal sein Glück in Geschäften versuchen, so mußte er sein ganzes Unternehmen von Grund aus neu beginnen. Aber womit?

Es fehlte ihm nicht allein am Gelde, sondern auch an Zeit dazu.

Ja, wenn er auch Geld und Zeit gehabt, so fehlte ihm doch ein anderes unumgängliches Erforderniß zu jedem Unternehmen: sein Muth war gänzlich gebrochen.

Wenn er diesen besessen, und überhaupt es verstanden hätte, sein Unglück ein wenig durch die Politik und die Sympathien seiner Meinungsgenossen auszubeuten, so würde es dem bedauernswerthen Tapetenfabrikanten immer noch möglich geworden sein,

sich irgend wie von seinem Sturze wieder zu erholen.

Santerre bot ihm eine Summe Geldes an; es war dies ja das Einzige, was er ihm anbieten konnte.

Aber Réveillon, der wohl eingewilligt hatte, seine Frau und Töchter dort in sicheren Schutz zu bringen und sich an Santerres Tisch zu setzen, wie er es umgekehrt auch diesem angeboten hätte, — es war damals noch die schöne Zeit gegenseitiger Gastfreundschaft, — Réveillon bäumte und sträubte sich, sobald seine Negoziantenehre in Frage gestellt wurde.

So dankbar er es auch anerkannte, als ihm der reiche Brauherr ein Darlehn von zwanzigtausend Livres anbot, fühlte er sich doch dadurch beschämt und erniedrigt.

Er lehnte das Anerbieten also zunächst ab.

Dann bemühete er sich noch, seinem Geschäftsfreunde begreiflich zu machen, daß zwanzigtausend Livres ihm durchaus von keinem Nutzen sein könnten; besonders jammerte er über den Verlust seiner Brieftasche, die viele Werthpapiere und sein ganzes realisirtes Jahreseinkommen enthalten hatte.

Und Alles das war geraubt, verbrannt, für immer verloren!

Die Summe war eine so beträchtliche, daß diese zwanzigtausend Livres dagegen in Nichts verschwanden.

Santerre sah das wohl ein, fühlte sich aber nichtsdestoweniger durch diese Abweisung etwas verletzt und drang nicht länger in Réveillon.

In dieser Verstimmung fand ihn Rétif de la Bre=

tonne noch einige Tage darauf, als er zu ihm kam, Réveillon aufzusuchen.

Rétif hatte übrigens mit Santerre seitdem auf dem allerbesten Fuße gestanden; der Brauherr war ganz der Mann, der keine Gelegenheit verabsäumte, Alles, was eine gewandte Feder führte, für sich und seine Partei zu gewinnen.

Und Rétif führte die seinige so gewandt und originell, daß sie die Aufmerksamkeit eines Mannes der Neuerungen erregen mußte.

Rétif wußte also im Voraus, daß er bei Santerre gut aufgenommen werden würde, und zwar in doppelter Hinsicht:

Einmal als unglücklicher Vater, denn sein Mißgeschick hatte selbst die taubsten Ohren in Paris erreicht; dann aber auch als verfolgter Patriot, da die Verfolgung Réveillons auch ihn mit betroffen, und ihm sogar noch ein kostbareres Kleinod geraubt hatte, als diesem — denn was war alles Gold der Welt gegen ein einziges Kind!

Der Romanschreiber fand den Tapetenfabrikanten furchtbar verändert; der Verlust seines Vermögens hatte ihn um mehr als zehn Jahre älter gemacht. Er dagegen war fast verwundert, in Rétifs Zügen nicht einen solchen Ausdruck des Schmerzes zu finden, wie er erwartet hatte.

Man hätte — wiewohl mit Unrecht, daraus schließen können, daß der Verlust einer halben Million doch am Ende noch den einer einzigen Tochter übertreffe.

Nachdem Santerre einige Zeit mit Beiden geplau-

dert hatte, ließ er sie allein, und auch Révéillons Töchter, die dem Andenken ihrer Jugendfreundin eine aufrichtige Thräne widmeten, zogen sich bald zurück.

Jetzt erst konnten die beiden Freunde sich ungestört aussprechen.

„Nun,“ hob Rétif an, „sagen Sie mir aufrichtig, was haben Sie für Aussichten, sich wieder aus Ihrer jetzigen Lage zu reißen?“

„Du mein Himmel!“ seufzte der Tapetenfabrikant, „so eben hat mich mein Notar wissen lassen, daß sich ein Käufer gemeldet hat, der die Trümmer meiner Fabrik kaufen und baar bezahlen will. Aber was kümmert mich das? ich kann ja ein neues Etablissement gründen!“

„Das wohl,“ sprach Rétif; „aber Ihre Feinde?“

„Ich glaube deren jetzt weniger zu haben, als Freunde.“

„Wohl wahr.“

„Und selbst meine Feinde werden bei mir kaufen, wenn ich erst mein Magazin eröffnet haben werde, wäre es auch nur, um zu sehen, was ich für ein Gesicht mache.“

„Auch darin können Sie Recht haben.“

„Und was Diejenigen betrifft, die es gut mit mir meinen, so werden sich alle beeifern, da sie es nicht geradezu wagen werden, mir ein Almosen anzubieten, mir auf eine andere Weise Geld zu verschaffen, wäre es auch nur, um mir eine Rolle Tapeten, den Bezug eines Kaminschirmes abzukaufen; und wenn sich deren Zahl in Paris, wie ich annehmen zu dürfen glaube —“

„Auf einige Hunderttausend beläuft," ergänzte Rétif.

„Nun ja, so viele könnten es schon sein. — Nun, so würde ich nach Ablauf — — vielleicht hunderttausend Livres haben."

„Das wäre allerdings ein glänzendes Resultat!"

„O ja," warf der Fabrikant verächtlich hin, „es wäre wenigstens ein kleiner Anfang."

„Ich weiß wohl, Herr Réveillon, daß Sie viel mehr wie hunderttausend Livres im Vermögen hatten; allein wenn man, wie Sie, Alles verloren hat, so kann man es schon als ein Glück betrachten, wenn man nur einen Theil davon wieder erlangt."

„Leider haben Sie Recht! — Es handelt sich also nur darum, die Materialien zur Begründung eines zweiten Vermögens zu finden, und die fehlen mir eben."

„Bleibt Ihnen denn gar Nichts mehr?"

„Gar Nichts!"

„Aber Sie haben doch gewiß Credit?"

„Gott soll mich davor bewahren! Das wäre ein ganz falscher Weg, um zu einem Resultate zu gelangen. Wenn ich, der ich jetzt gar Nichts mehr besitze, meine Zuflucht zum Credit nehmen wollte, so würde der Ertrag nur ein sehr geringer sein, so daß es gar nicht der Mühe lohnt, nur daran zu denken. Können Sie mir ein bedeutendes Capital nachweisen, dann ließe sich eher ein Wort darüber sprechen."

„Nun aber," versetzte Rétif, „hat Ihnen Herr Santerre denn nicht schon ein Capital angeboten?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich von Niemand,

wer es auch sei, Almosen annehme," sprach Réveillon streng.

„Und thun wohl daran," rief Rétif, „sicherer und ehrenvoller bleibt es immer, sich durch sich selbst wieder emporzuhelfen."

„Sie verstehen mich, mein Freund!" sagte Réveillon, Rétifs Hand drückend.

„Ja, ja, das ist Alles recht schön und gut," erwiderte der Dichter; „aber ich komme immer wieder darauf zurück, daß man, um sich wieder empor zu helfen, doch wenigstens einen Fond haben müsse."

Statt aller Antwort neigte Réveillon kummervoll die Stirn; der kaufmännische Stolz verstummte vor dem Schmerze über seine untergegangene Größe.

Rétif betrachtete ihn mit gutmüthig forschendem Blick.

Einige Minuten verharrten Beide schweigend.

Endlich entwand sich ein schmerzlicher Seufzer Réveillons Brust — sein Hochmuth war besiegt!

„Hoffen Sie, mein Freund," tröstete Rétif, „hoffen Sie!"

„Mein bester Rétif," antwortete Réveillon, noch einmal auf die von seinem Freunde aufgestellten Argumente zurückkommend; „ich wiederhole Ihnen, daß man, um hoffen zu können, vor allen Dingen Etwas haben muß, worauf man diese Hoffnung gründe!"

„Nun aber," hob Rétif wieder an, „wie viel würden Sie ohngefähr brauchen?"

„Ach, viel!"

„Nun ja, aber nennen Sie mir ohngefähr eine Summe."

„Viel, viel mehr, als Sie und ich in diesem Augenblicke besitzen," warf der Fabrikant mit Bitterkeit hin.

Hätte Réveillon seinen Freund dabei angesehen, so würde er ein bedeutsames Lächeln auf dessen Lippen bemerkt haben.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage; ich will eine bestimmte Zahl hören," sprach er.

„Zu was kann das helfen! Unter fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Livres Stammcapital kann ich gar nicht daran denken, irgend Etwas zu unternehmen."

„Wohlan, so sehen wir einmal nach, wie viel da drinnen ist!"

Und dabei zog Rétif den bewußten ledernen Beutel unter seinem alten Ueberrock hervor, öffnete ihn, und schüttete dessen Inhalt bis auf das letzte Goldstück vor Réveillons Augen aus.

Die goldene Aussaat verbreitete einen hellen Glanz und ließ eine liebliche Musik erklingen.

Gold gewährt stets einen schönen Anblick; sein Klang, seine Berührung erzeugen eine Art von Rausch.

Réveillon streckte beide Hände aus und wühlte, wie betäubt, in dem Goldhaufen, zog sie aber eben so schnell wieder zurück.

„Was ist das für Gold? Wo kömmt es her?" rief er.

„Mein theurer Herr Réveillon," versetzte Rétif lächelnd, „Sie brauchen Ihre Hände nicht so furchtsam zurückzuziehen, denn meiner Ueberzeugung nach hat Niemand ein so vollgültiges Recht, dies Gold zu berühren, wie eben Sie."

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß dies Gold Ihr rechtmäßiges Eigenthum ist.“

„Das meine?“

„Ja doch, ja!“

Réveillon blieb vor Erstaunen der Mund offen.

„Kennen Sie vielleicht Jemand,“ sprach er endlich kopfschüttelnd, „der mir eine solche Summe schuldig wäre und sie mir jetzt zurückzahlt?“

„Und wenn sie Ihnen nun Jemand gestohlen hätte? Ich sollte meinen, das käme ganz auf dasselbe heraus.“

„Gestohlen? Mir? — Und wann?“

„Mein Himmel, nicht länger als an dem Tage, wo Ihr Haus geplündert und verwüstet ward!“

„Unmöglich, ganz unmöglich!“

„Und doch ist dem so.“

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, mein lieber Freund, daß ich gerade an dem Tage nicht zehn Louisd'ors baares Geld im Hause hatte!“

„Und dennoch gebe ich Ihnen die Versicherung, daß es gerade an dem Tage aus Ihrer Casse gestohlen worden ist.“

Jetzt ward Réveillon stutzig.

„Aus meiner Casse?“ rief er.

„Aus Ihrer Fabrikcasse!“

„Hm! — Allerdings befanden sich dreißigtausend Livres in Gold darin —

„Nun sehen Sie!“

„Die aber nicht mir angehörten, sondern —“

Réveillon stockte.

„Wem denn?" frug Rétif.

„Meiner Treu — ich kann mir nicht helfen, es muß heraus! Ich hatte zwar strenge Verschwiegenheit gelobt, aber Ihnen gegenüber kann und darf ich nicht schweigen: dies Gold gehört Ihrem Schwiegersohne, Herrn Auger; es waren dreißigtausend Livres, die er in meine Verwahrung gegeben, um sie für seine Frau sicher anzulegen."

Rétif stand wie erstarrt.

„Zählen wir die Summe!" rief er plötzlich.

Man zählte; es fehlten drei Louisd'ors an dreißigtausend Livres.

„Sie sehen?" sprach Réveillon.

„Das ist das dritte Mal, daß ich mich in diesem Menschen irre," rief Rétif; „und doch glaubte ich ihn diesmal ganz durchschaut zu haben!"

Dann stand er auf, raffte das Gold zitternd wieder in den Beutel und verbarg ihn unter seinen Ueberrock.

„Reden wir nicht weiter davon," sprach er beklommen; „ich werde meinem Herrn Schwiegersohn das Geld zurückgeben und ihn reumüthig um Verzeihung bitten."

In diesem Augenblicke trat Santerre mit Réveillons Töchtern herein."

Noch eine kurze Zeit drehete sich die Unterhaltung um allgemeine Gegenstände; aber Rétif war zerstreut und gab verkehrte Antworten.

Endlich empfing er nochmals die Beileidsversicherungen Aller über das traurige Schicksal seiner armen Tochter, und verließ des Brauherrn Haus,

zwar von Allen als ein recht unglücklicher Mann angesehen, der aber, streng genommen, doch nur ein unbedeutendes, einfaches Mädchen verloren hatte, während Réveillon ja um ein Vermögen von einer halben Million gekommen war.

XIII.

Der Pfarrer Bonhomme muß abermals einem Sünder Beichte hören.

Rétif de la Bretonne lief eben so eiligen Schrittes nach der Bernhardinerstraße zurück, als er nach dem Faubourg Saint-Antoine gelaufen war.

Es lag ihm Alles daran, seine Wohnung noch vor Augers Heimkehr zu erreichen. Jetzt, wo er von seines Schwiegersohnes Rechtlichkeit überzeugt zu sein wähnte, hätte er wahrlich nicht gewußt, wie er den unbesonnenen Streich mit den dreißigtausend Livres hätte entschuldigen sollen; er befand sich in höchster Verlegenheit.

Hätte das Geld wirklich Réveillon gehört, so war er entschlossen gewesen, nur in Begleitung eines Polizeicommissairs und seiner Häscher wieder nach Haus zurückzukehren.

Dann würde er Auger eine treffliche Rede über die Gefahr und die wohlverdiente Strafe dafür, sich

fremdes Eigenthum anzumaßen, gehalten haben, mit einem Worte, eine Moralpredigt, die er herrlich in einem seiner nächsten Romane hätte anbringen können.

Er sah im Geiste schon die ganze Scene vor sich: Der Polizeicommissair hätte Auger in strengem Tone befohlen, ihm zu folgen, die Häscher hätten ihn gepackt und abgeführt, und er wäre seines Schwiegersohnes auf lange Zeit, wenn nicht gar für immer, ledig gewesen.

Aber wie so ganz anders war es nun gekommen!

Jetzt stand im Gegentheil an Rétif die Reihe, pater peccavi zu sagen, sich vor Auger zu demüthigen und dessen Verzeihung ob seines ungerechten, beschimpfenden Verdachtes zu erflehen.

„Indeß, wer weiß!" tröstete sich der arme Dichter, „vielleicht ist Auger doch noch nicht wieder heimgekehrt, und in diesem Falle komme ich dann damit weg, die dreißigtausend Livres wieder in das Versteck zu thun und ihm morgen früh die Hand zu drücken, wie man sie einem ehrlichen Manne drückt, dem gegenüber man sich eines begangenen Unrechtes bewußt ist, und den man darum nur um so höher schätzt."

In dieser Hoffnung verdoppelte Vater Rétif seine Eile.

In der Bernhardinerstraße angelangt, bemerkte er einige Menschengruppen vor seinem Hause stehend.

Die Leute schienen alle sehr bewegt.

Rétif näherte sich der ersten Gruppe und horchte.

„Welch' ein Unglück!" sprach der Eine.

„Ein so rechtschaffener Mann!" rief der Zweite.

„Aber was ist denn eigentlich die Ursache seines Todes?“ frug ein Dritter.

„Der Arzt behauptet, es sei ein Blutschlag!“ antwortete der Erste.

„Oho!“ murmelte Rétif; „was schwatzen denn diese Leute durcheinander? Sollten sie gar zufälligerweise meinen armen Schwiegersohn damit meinen?“

Ohne irgend Jemand zu befragen, schlüpfte er eiligst in den Hausflur und schloß die Hausthüre ganz behutsam den neugierigen Nachbarsleuten vor der Nase zu.

Es ward ihm immer sonderbarer zu Muthe.

Indeß, was half es? vorwärts mußte er. Er ergriff das Treppenseil und stieg die vier Stockwerke so rasch hinan, als es ihm die Dunkelheit erlaubte; in seiner Wohnung angekommen, schlich er auf den Zehen nach dem Alkoven und legte das Auge an sein Observatorium.

Was mußte er erblicken.

Auger lag bleich, sterbend auf seinem Bette.

Am Kopfende desselben saß der gute Pfarrer Bonhomme, der eben die letzte lange Beichte des Sterbenden gehört zu haben schien.

Ein elendes Talglicht warf seinen düsteren Schein auf die Gruppe.

Und dort — am Fußboden!

Der bewußte Ziegelstein war ausgehoben, und dicht daneben gähnte die Oeffnung des leeren Verstecks.

Rétif fühlte einen kalten Angstschweiß über seine Stirn rieseln.

Was war hier vorgegangen? Welchen Schuldantheil hatte er an diesem Tode?

Er vermochte es nicht, sein Auge von dem Bohrloche abzuwenden.

Es war ein furchtbares Schauspiel, was Rétif vor sich hatte.

Die Athemzüge des Sterbenden wurden immer schwächer, immer beschleunigter; sichtlich trat der Tod ihm ans Herz.

Plötzlich sieht er den Sterbenden sich mit letzter Kraftanstrengung emporrichten, beide Arme ausbreiten, während der würdige Priester nach dem Himmel deutet, dann schwer auf das Kopfkissen zurückfallen und regungslos liegen bleiben.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Rétifs Brust; er sank auf sein Bett nieder.

„Ingénue hatte also doch Recht,“ war sein erster Gedanke, als er seiner Sinne wieder mächtig, „an die Wirksamkeit ihrer Gebete zu glauben; der Himmel hat sie erhört, jetzt ist sie frei. — Ganz entschieden, sie hat Glück!“

Mitten in der Betäubung, in die er versunken war, sieht er es plötzlich in seinem Zimmer hell werden und die ruhige, väterliche Gestalt des guten Pfarrers, mit einem Lichte in der Hand, auf sein Bett zuschreiten.

„Ach!“ rief er, als er Rétif gewahrte, der sich mühsam emporrichtete, „sind Sie es, mein lieber Nachbar?“

„Ja, ich bin es,“ antwortete der Romanschreiber, sich mit dem Taschentuche den Schweiß abtrock-

nend; „aber was in aller Welt ist denn nur geschehen?"

„Wissen Sie denn gar Nichts von dem schrecklichen Ereigniß?"

„Ich komme so eben heim, und habe nur unten auf der Straße einige undeutliche Redensarten angehört."

„So werde ich Ihnen denn das Ganze mittheilen, ich, der ich so eben die letzte Beichte des Unglücklichen gehört habe, bevor er vor seinem höchsten Richter erschienen ist."

„Er ist also todt?"

„Todt! — aber zu seinem Heile als reuiger Sünder gestorben."

„Sprechen Sie, hochwürdiger Herr, sprechen Sie!"

„So hören Sie denn: Auger befand sich im Besitze einer Summe von beiläufig dreißigtausend Livres."

„Das weiß ich," stöhnte Rétif schaudernd.

„Das wissen Sie?"

Rétif konnte nur stumm bejahend den Kopf neigen.

„Diese Summe hatte er nun hier zwischen zwei Balken unter dem Ziegelfußboden seines Zimmers verborgen."

„Auch das weiß ich."

„Auch das wußten Sie?" frug der Pfarrer Bonhomme verwundert.

Rétif nickte abermals.

„Nun denn, als der Unglückliche diesen Abend heimkehrt, mit dem Schreiber seines Notars, dem er dies Geld als Kaufsumme für ein Grundstück auszahlen sollte, das er an sich gebracht hatte —"

„Ha! die Trümmer und den Grund der Réveillon'schen Fabrik, die vor einigen Tagen zerstört worden ist? Er also war der Käufer?"

„Sie haben es errathen. — Nun denn, Auger hob den Ziegelstein heraus und fand —"

„Das Versteck leer!"

„Nicht so ganz leer, denn an der Stelle des Geldsackes fand er einen Zettel, auf welchem die Worte standen —"

„Unrecht Gut gedeiht nicht!" ergänzte Rétif fast schreiend.

„Ganz recht. — Aber, ums Himmelswillen! Sie wissen ja die Sache eben so genau wie ich, Nachbar Retif?"

„Nicht doch, Herr Pfarrer, nicht doch; was dann geschah, weiß ich noch nicht."

„Nun das wird sehr bald gesagt sein. Bei diesem Anblick ging eine furchtbare Revolution in Ihrem Schwiegersohne vor; er war dem Ersticken nahe, taumelte zur Thüre und schrie um Hilfe. Der Schreiber des Notars, der an der Treppenthüre stehen geblieben war und auf das Geld wartete, stürzt auf diesen Hilferuf schnell herbei, findet das brennende Licht am Boden und Ihren unglücklichen Schwiegersohn besinnungslos daneben liegend."

„Großer Gott!"

„Natürlich ruft auch er nach Hilfe; ein Nachbar läuft fort, um schnell einen Arzt zu holen, während eine gutmüthige Nachbarin zu mir eilt. Da der Wundarzt hier dicht nebenan wohnt und zufällig heim war, ich aber fünf- oder sechshundert Schritte weiter entfernt,

so fand ich den Wundarzt bereits bei meiner Ankunft vor, und eben damit beschäftigt, dem Kranken eine Ader zu schlagen. Es floß zwar ein wenig Blut, aber er machte mir mit dem Kopfe ein Zeichen, das wir Priester nur zu gut verstehen. Zum Glücke hatte der Aderlaß dem Sterbenden wenigstens in so weit die Sprache wiedergegeben, daß er seine letzte Beichte ablegen konnte, denn sonst — —"

Der würdige Pfarrer schwieg plötzlich, fast erschrocken darüber, daß er in seiner Naivetät im Begriff gewesen war, mehr zu sagen, als seine Pflicht ihm gestattete.

„Nun, sonst?" wiederholte Rétif.

„Nichts, nichts," versetzte der ehrliche Bonhomme ausweichend. „Der Herr ist gütig und barmherzig, und läßt dem wahrhaft bereuenden Sünder auch seine Gnade angedeihen."

„Nun denn," sprach Rétif, „wenn Sie dies glauben, so werden Sie wohl thun, den Herrn zugleich mit der Vergebung Augers um die meinige zu bitten."

„Was höre ich?" rief der Pfarrer; „wie meinen Sie das, Nachbar?"

„Weil ich, von dem Scheine getäuscht, in dem Glauben stand, daß Auger dieses Geld gestohlen habe."

„Hm! der Ausdruck ist ein wenig stark. Gestohlen — das möchte ich denn doch nicht geradezu behaupten; aber vielleicht auf eine Art erworben, die nicht so ganz mit der christlichen Moral übereinstimmen dürfte. Es waren, wie er sagte, frühere Ersparnisse."

„Ich verstehe, ich verstehe: Ersparnisse, die er noch im Dienste des Herrn Grafen von Artois gemacht. Genug, da ich mich überzeugt glaubte, daß es gestohlenes Gold sei,

so hielt ich mich auch für befugt, mich seiner zu bemächtigen."

„Sich dessen zu bemächtigen, Nachbar?"

„Nicht um es zu behalten, sondern um es Demjenigen wieder zu erstatten, den ich für den rechtmäßigen Besitzer hielt."

„Und wer sollte Ihrer Meinung nach dieser rechtmäßige Besitzer sein?"

„Herr Réveillon."

„Und dieser?"

„Lehnte es ab, mit der Versicherung, daß es Auger wirklich gehöre. Ich eilte also damit zurück und war eben im Begriff, es wieder dahin zu legen, von wo ich es weggenommen hatte, als ich durch dieses kleine Loch, welches ich gebohrt hatte, um meinen Schwiegersohn zu beobachten, ihn sterbend auf seinem Bette liegen sah und Sie bei ihm erblickte."

„Und Sie haben das Geld noch?"

„Hier ist es, Herr Pfarrer."

„Uebergeben Sie es mir; dies Gold soll eine Bestimmung erhalten, die einigermaßen die nicht erbauliche Art, wie es erworben worden, wieder sühnen wird."

„Ach! nehmen Sie es! nehmen Sie es! Ich bereue nur, daß ich es angerührt habe. Ach, hochwürdiger Herr! was soll ich thun, um mein Gewissen wieder zu beruhigen? Denn ich bin ja doch an dem schnellen Tode dieses Unglücklichen schuld. Womit soll ich mich über seinen Tod trösten?"

Rétif war wirklich in Verzweiflung, und bereits im Begriff, sich die wenigen Haare, die ihm noch blieben,

auszuraufen, als der Pfarrer Bonhomme seine beiden Hände ergriff.

„Trösten Sie sich mit dem Bewußtsein, lieber Nachbar," sprach der treffliche Mann, „daß dieser Unglückliche heute eines frommen und natürlichen Todes verstorben ist, während er später vielleicht —!"

„Während er später vielleicht? —" frug Rétif.

„Nun, ich wollte sagen, nicht so bußfertig gestorben sein würde."

Der würdige Priester fürchtete, daß er sich verleiten lassen könne, mehr zu sagen, als das Geheimniß der heiligen Beichte ihm zu sagen verstatte, und floh aus dem Zimmer, in diesen wenigen Worten dem armen Rétif reichen Stoff zum Nachdenken und zu seinem Troste hinterlassend.

Wir können nicht mit Gewißheit sagen, ob Rétif sich jemals getröstet habe; Alles, was wir wissen, ist, daß er fast eine halbe Stunde in tiefem Nachdenken verweilte, und dann plötzlich den Kopf mit begeisterten Blicken erhob und ausrief:

„Ja, das wird einen herrlichen Roman geben!"

Und schon am nächsten Tage, gerade zur selben Stunde, als Réveillon die Summe von dreißigtausend Livres als erbliches Legat eines unbekannten Verstorbenen erhielt, setzte Rétif — im buchstäblichen Sinne des Wortes — das erste Kapitel eines neuen Romans, betitelt: **Ingénue de Saxancourt, oder die geschiedene Frau,** der nicht lange darauf erschien, und in welchem mehrere Personen in der Figur des Echiné-Moresquin Anger wieder erkannt haben wollen.

Epilog.

Ueber Ingénue's fernere Lebensschicksale nach Augers Tode existiren sehr verschiedenartige Nachrichten. Nach sorgfältigen Forschungen haben wir uns entschlossen, derjenigen zu folgen, welche uns als der befriedigendste Schluß dieser Erzählung erschien, und welche zugleich am Besten mit dem fleckenlosen Charakter von Rétifs Tochter übereinstimmt.

Wir überspringen einen Zeitraum von vier Jahren nach den zuletzt mitgetheilten Ereignissen.

Wir befinden uns in Polen, in einem alten, weitläufigen Schlosse, wo eben drei Personen an einem wohlunterhaltenen Feuer um einen Frühstückstisch versammelt sind, während ein lieblicher Knabe zwischen zwei und drei Jahren, der zuerst vom Tische aufgestanden ist, sich in dem großen Saale spielend herumtummelt.

Eine glänzende Herbstsonne sendete ihre Strahlen durch die hohen Bogenfenster dieses Saales, die aber

dennoch nicht vermochten, diese ungeheuren Räume überall gleichmäßig zu erhellen; ein Theil derselben blieb in stete Dämmerung gehüllt, welche das dunkle Eichenholzgetäfel der Wände und die Schatten der altehrwürdigen Tannen, welche mit ihren Aesten fast die hinteren Saalfenster berührten, noch zu vermehren schienen.

Dieses fürstliche Gemach war mit einem altmodischen Luxus ausgestattet: riesenhafte Schenktische neben den Eingangsthüren, schwerseidene Tapeten über dem Holzgetäfel, von denen ernste Ahnenbilder in schwerfälligen vergoldeten Rahmen herabschauten.

Alle übrigen Meubles und Geräthschaften standen mit dieser Umgebung im vollkommensten Einklang.

Die Dienerschaft ging demüthig und schweigsam, wie Sklaven hin und her, doch war bei allen ihren Verrichtungen mehr Ehrerbietung und wahrhafte Anhänglichkeit für ihre Herrschaft, als hündische Furcht zu bemerken.

Diese Herrschaft bestand zunächst aus einer hohen, stattlichen Frau zwischen vierzig und fünfzig Jahren; einige weiße Haare, die sie sich nicht die Mühe gab, zu verbergen, glänzten wie Silberfäden zwischen ihrer üppigen dunkelblonden Haarfülle hervor.

Ihre Haltung war so edel und würdevoll, als säße sie, statt im Familienkreise am Frühstückstische, auf einem Fürstenthrone.

Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge verrieth die Gewohnheit des Herrschens und Befehlens.

Aber diese Herrschermiene war durch eine ruhige Freundlichkeit gemildert, wie sie zuweilen die überstandenen Stürme des Lebens hinterlassen.

Wir brauchen dem Leser wohl nicht erst zu sagen, daß es die Gräfin Obinska war.

Christian, ihr Sohn, saß neben ihr, und an seiner Seite eine junge, schöne Frau, deren liebliche Grazie durch den Reichthum, das Glück und die Freuden der Mutterschaft in majestätische Milde umgewandelt worden war.

Es war unsere Ingénue, jetzige Gräfin Obinska.

Der schöne Knabe, der sich mit einem mächtigen sarmatischen Hunde im Saale herumtummelte, war ihr Sohn.

Er hieß Christian, wie sein Vater.

Das Kind lief ab und zu, da und dort ein wohlwollendes Lächeln, zuweilen auch einen Kuß erhaschend.

Eben hatte der Kleine wieder mit seinem tölpischen Spielgefährten einen Rundlauf um den großen Saal gehalten, als er plötzlich schüchtern vor einem Portrait in ganzer Figur, den Großvater der Gräfin Obinska in reicher Magnatenkleidung darstellend, stehen blieb.

Es war, als ob dies Bildniß mit seinem großen Säbel, seinem mächtigen Schnurrbarte, seinem drohenden Blicke das Privilegium habe, dem kleinen Christian Furcht einzuflößen; denn nachdem er einen Augenblick davor verweilt hatte, wendete er sich mit einem allerliebsten Ausdruck von Schrecken und Widerwillen davon ab, und fing wieder an, mit seinem vierfüßigen Freunde zu spielen.

„Nun, mein Kind," wendete sich die Gräfin Obinska an Ingénue, „wie fühlen Sie sich heut'?"

„Je nun, ein wenig ermüdet, Madame,“ antwortete diese; „Christian und ich, wir haben gestern einen sehr langen Spazierritt gemacht.“

„Und das Reiten fängt an, etwas anstrengend für sie zu werden!“ sprach der junge Mann lächelnd, und seine Mutter durch einen Blick auf die Contouren von Ingénue's ehemals so feine Taille aufmerksam machend, deren schwellende Rundung ankündigte, daß der kleine Christian bald einen anderen Spielkameraden, als den plumpen Wolfshund erhalten würde.

„Wenn ich sie so vor mir sehe,“ sprach die Gräfin Mutter wehmüthig, „so interessant bleich, so abgespannt, so erinnert sie mich unwillkührlich an die unglückliche Königin Marie-Antoinette von Frankreich, jenem bejammernswerthen Schlachtopfer der Ereignisse, denen es uns noch zur rechten Zeit zu entfliehen gelang.“

„In der That,“ rief Christian, und aus seinen Augen leuchtete das freudige Bewußtsein eines Glückes, das die Wechselfälle des Schicksals nicht mehr zu befürchten hat, „die Königin hatte eben so etwas Schmachtendes in ihrer ganzen Haltung, diese Biegsamkeit und Grazie der Taille; nur ist der Unterschied, daß, wenn ihre Taille sich rundete, ein ganzer königlicher Hof sich beeiferte, seine Freude und seine Huldigungen auszudrücken.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „und alle diese Freude und diese Huldigung können vielleicht noch für sie mit dem Schaffotte endigen! Aber, da wir eben von Frankreich sprechen,“ fuhr sie, zu Ingénue gewendet, fort, „erwarteten Sie nicht gestern oder heute

Nachrichten von Herrn Rétif de la Bretonne, liebes Kind?"

„Allerdings, Madame," erwiderte die junge Frau, „und ich habe deren auch gestern, nach unserer Heimkehr vom Spazierritte, während Sie in der Stadt waren, erhalten. Erst diesen Morgen, bei Ihrem Lever, hätte ich sie Ihnen vorlegen können; allein Sie waren selbst mit Ihrer Correspondenz zu sehr beschäftigt, und ich fürchtete Sie zu stören."

„Nicht im Geringsten. Nun, und wie geht es ihm?"

„Ich danke Ihnen, Madame; er befindet sich, Gott sei Dank, wohl."

„Und beharrt er immer noch auf seiner Weigerung, das ruhige Leben, welches wir hier in unserer einsamen Wildniß führen, und das wir ihm so angenehm wie möglich machen würden, mit uns zu theilen?"

„Der wackere Rétif de la Bretonne!" rief Christian aus.

„Entschuldigen Sie den alten Mann, Madame," sprach Ingénue, „der nun einmal so an sein Pariser Leben gewöhnt ist; er liebt die Straßen, das Licht, die Aufregung; er verfolgt mit lebhaftem Interesse den Gang der Ereignisse in Frankreich, und bedient sich ihrer wie einer Studie, um die Geschichte der menschlichen Leidenschaften zu schreiben."

„Er schreibt also noch immer?"

„Was wollen Sie, Madame? Auch er hat seine Leidenschaft, die ihn beherrscht."

„Wenigstens eine sehr beharrliche Leidenschaft, wie ich sehe."

„Eine unzerstörbare!“

„Es ist also keine Hoffnung vorhanden, daß wir ihn eines Tags hier bei uns sehen werden?“

„Vor der Hand wenigstens nicht, Madame; übrigens können Sie sich selbst davon überzeugen, wenn Sie mir verstatten wollen, Ihnen einige Stellen seines Briefes vorzulesen.“

„Sehr gern, mein liebes Kind.“

Ingénue zog einen Brief aus ihrem Kleide, entfaltete ihn, und las olgendes:

„Meine theure Ingénue,

„Ich bin jetzt Herrn Greuse doppelt dankbar, „daß er mir vor Deiner Abreise Dein Portrait ge„malt hat; seitdem ich Dich nicht mehr an meiner „Seite habe, ist dieses Portrait meine liebste Gesell„schaft, mein einziger Trost. Mitten unter alle den „Wahnsinnigen und Wüthenden, die ich um mich „her toben sehe, erscheint mir dies liebliche Bild als „eine besondere Gunst der Vorsehung.

„Paris gewährt übrigens in diesem Augenblick ein „eben so großartiges wie eigenthümliches Schauspiel; „ich wüßte Nichts, was mit der Erhabenheit dieser „jetzigen Bewegung zu vergleichen wäre.

„Auch ich habe, wie alle Welt, meinen Entschluß „gefaßt, ich wandle schweigsam und beobachtend zwi„schen alle diesen Schlachtopfern einer theils falschen, „theils wahrhaften Begeisterung hin, erstaunt, nicht „zu den einen, und glücklich, nicht zu den anderen zu „gehören.

„Ich gestehe, meine liebe Ingénue, daß auch ich

„Anfangs die größte Hoffnung hegte, diese Revolution „würde uns die Herrschaft der Philosophie und der „Freiheit bringen; jetzt aber fange ich leider an zu „befürchten, daß sie damit endigen werde, uns wieder „in die Knechtschaft des Despotismus ohne alle Phi„losophie zurück zu schleudern.

„Ich bitte Dich, der Frau Gräfin und den Herrn „Grafen meinen wärmsten Dank für ihre Sorge um „mich und ihre gütigen Anerbietungen zu vermelden, „und ihnen zu sagen, daß ich bis jetzt noch ziemlich „ruhig und im friedlichen Vernehmen mit meinen „Freunden lebe. Auch Réveillon geht es jetzt wieder „ganz erträglich; er steht unter dem besonderen Schutze „des Generals Santerre.

„Paris verlassen, das heißt, Allen meinen Ge„wohnheiten und Neigungen entsagen, das würde für „mich der Tod sein. Möglich, daß mir auch hier „bald das Todesloos fällt, wie es schon so vielen „weit berühmteren Persönlichkeiten, als ich bin, gefal„len ist. Und doch finde ich das Leben jedesmal so „schön, so oft ich Dein liebes Bild betrachte —"

Hier brach Ingénue ihre Vorlesung ab.

„Nun, meine Kinder," sprach die Gräfin Mutter seufzend, „sagt selbst, leben wir dagegen hier nicht viel glücklicher?"

„Ach!" rief Christian, „so glücklich, wie die Seligen im Vereine mit Engeln!"

Ingénue schlang ihre schönen weißen Arme um den Hals ihres Gatten, ging dann zu ihrer Schwiegermutter und küßte sie mit thränenden Augen.

In diesem Augenblick trat ein Diener herein.

Er präsentirte auf einem silberen Credenzbret drei oder vier Journalnummern und mehrere Briefe.

Die Gräfin Mutter nahm und erbrach schnell die Briefe, und überließ die Zeitungen ihrem Sohne.

Der kleine Christian war wiederum vor das Portrait seines Ahnherrn getreten und betrachtete es mit zornigen Blicken.

Plötzlich lief er zur Gräfin hin.

„Großmama," rief er, „warum fürchte ich mich denn so vor dem Groß-Großpapa? Komm mit mir, damit er mir Nichts zu Leide thue!"

Niemand achtete auf den Kleinen.

Er lief wieder zurück und sah sich unter den anderen Bildnissen um.

„Warum sieht mich der Vater von Großmama nur immer so bös an?" fuhr er mit sich selbst sprechend fort, „und wo ist denn nur der Vater von Papa, damit er seinen Enkel beschütze?"

Da, als eben das Kind diese Worte sprach, ließ Christian einen Ausruf der Ueberraschung hören, worauf sowohl Ingénue als die Gräfin Mutter ihn fragend ansahen.

„Was ist es?" sprach endlich die Letztere.

„Eine Zeitungsnachricht," antwortete Christian, „die uns eigentlich nicht in Verwunderung setzen sollte, denn sie beweist, daß es noch Gerechtigkeit im Himmel, und edle, muthige Herzen in diesem unglücklichen Frankreich giebt."

„Und was ist es für eine Nachricht?"

„Hört selbst,“ sagte der junge Graf und las folgendes:

„So eben kommt uns die Nachricht zu, daß der „Deputirte Marat in Paris, am 13. Juli 1793, „in seinem Bade ermordet worden ist. Er starb augenblicklich, ohne nur noch ein Wort aussprechen zu „können.“

„Das Nähere auf morgen — — “

Bei Nennung von Marats Namen war die Gräfin Mutter plötzlich todtenbleich geworden; bald aber kehrte ihre frühere Ruhe wieder zurück und nur ein düsteres Lächeln schwebte noch auf ihren Lippen.

„Marat ermordet!“ rief Ingénue schaudernd; „o himmlische Vorsehung!“

„Aber,“ sprach nun die Gräfin Mutter, „die Zeitung verspricht nähere Nachricht auf morgen; wenn ich nicht irre, waren doch mehrere Nummern zugleich gekommen?“

„Allerdings.“

Er schlug das andere Blatt auseinander.

„Hier steht es: Paris, den 14. Juli. Der Mörder des Deputirten Marat ist ein noch junges Mädchen aus Caen, Namens Charlotte von Corday. Sie ist heute guillotinirt worden, und hat den Todesstreich mit männlicher Standhaftigkeit erlitten — “

„Charlotte von Corday!“ schrie Ingénue auf; „steht das auch wirklich da?“

„Hier, Liebe, lies selbst,“ antwortete Christian, Ingénue das Zeitungsblatt zureichend.

„Charlotte von Corday!“ wiederholte diese. „Das

war ja meine Freundin, meine Beschützerin von jenem Abend — entsinnst Du Dich nicht mehr, Christian? Und eben diese mußte es sein —!"

„O Vorsehung!" murmelte der junge Mann, die Blicke zum Himmel erhebend.

„O Vorsehung!" wiederholte die Gräfin Mutter leise, ihren Enkel an ihr Herz drückend.

Ende des letzten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg